# Paul de Kock's

# moristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Siebenundachtzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

# Andreas,

# der Savoyarde.

Von

**Paul de Kock.**

---

Deutsch bearbeitet

von

**Dr. Heinrich Elsner.**

---

Fünfter Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

## Erstes Kapitel.

### Peter und Rossignol.

„Sonderbar," denkt Peter bei sich und spaziert
nend im Zimmer auf und ab, das er jetzt allein
ohnt, „sonderbar, ich bin jetzt Herr im Hause,
fehlt Nichts, ich habe mehr Geld als ich brauche,
doch gähne ich den ganzen Tag. Als ich Bo-
äufer war, wußte ich nicht, was Langeweile sei,
ich hatte keine Zeit, daran zu denken. Ich
g vom Morgen bis zum Abend, und kehrte ich
nds mit vierzig Sous im Sacke heim, war
meiner Seel', fideler, als ich mit allen den
dfüchsen da bin. Sonderbar! damals war mein
ßter Wunsch ein solcher Goldfuchs; jetzt hab' ich
in größter Menge und sie — langweilen mich.
dachte, ein Reicher, der müsse und müsse sich
üsiren; aber weit gefehlt! Was fang' ich an?
e kürze ich mir die Zeit? Schreiben kann ich
t; ich weiß nicht einmal meinen Namen zu un-
eichnen! In den A-b-c-Büchern herumbuchstabi-
mag ich nicht! Von Musik verstehe ich Nichts;
h weniger von Andreas seinem Gepinsel. Im
eater schlafe ich ein, obgleich es schön da ist.
r das Essen macht mir Spaß; aber kann ich den

ganzen lieben Tag am Tische sitzen? Was fa
ich Armer an?"

Indem wird mit Leibeskraft an der Glocke gez

„Das nenn' ich mir herrenmäßig schellen!
wenn das Andreas wäre!"

Er öffnet. Wer tritt herein? Rossignol,
mit anderm Namen Loiseau, Peters alter Ka
und Freund. Der Hut sitzt noch immer auf
linken Ohr; aber nicht mehr der alte schäbige,
dern ein funkelnagelneuer. Seit dem famosen D
wo Peter um den seinigen kam, hat das M
zufällig seinen alten mit einem neuen verwe
gerne hätte Herr Rossignol auch die übrigen
dungsstücke zufällig verwechselt, wenn es m
gewesen wäre. So finden wir ihn denn in
ben eng anliegenden Beinkleide und schwarzen
wieder, worin er dem Herrn Grafen von Fr
nard seine Aufwartung gemacht hatte. Aber
Theile sind versteckt durch einen langen, weiten
rick *, den er einem befreundeten Hauderer a
borgt hat. Obgleich es in der Mitte Juni's
hüllt er sich so weit ein, als wären wir mitte
Winter. Endlich, um sich ein imponirenderes
sehen zu geben, hat er den Schnurrbart wa
lassen, den er in jeder Sekunde wenigstens ei
zurechtdreht.

Rossignol wußte nicht, daß Peter mein Br
war; er erfuhr es erst am Tage jenes Diners,
der Rausch Peter zu Erzählung aller seiner A

* Eine Art weiter englischer Reitrock.

r begeistert hatte. Lange Zeit traute er sich nicht, er zu besuchen, aus Furcht vor mir, bis er eines gs zufällig hört, daß Herr Dermilly gestorben, er der alleinige Besitzer einer schönen Wohnung, Andreas, sein Bruder, seit einiger Zeit spurlos chwunden sei.

Schon ist er auf der Treppe meines Hauses, als von ungefähr seine Kleider mustert. Der Rock nur noch zwei Knöpfe, die Hose ist am Knie gerissen und an den Waden geplatzt. „Vielleicht Peter Domestiken,“ denkt er bei sich, „und das n sie mißtrauisch machen.“ Rossignol ist nie in legenheit. Schnell kehrt er um, trifft auf dem sten Haltplatze der Hauderer einen befreundeten scher, mit dem er sich dreimal herumgeprügelt ermal ausgesöhnt hat, klopft ihn auf die hulter und spricht:

„Leihe mir Deinen Karrik, Franz: auf zwei unden.“

„Meinen Karrik? Bist Du von Sinnen?“

„Ich habe ihn dringend nöthig. Nur auf zwei unden; ich bring' ihn wieder.“

„Wie kann ich, Rossignol? Ich habe nichts als Weste darunter.“

„Mehr brauchst Du nicht im heißen Monat Juni.“

„Thor! wie kann ich in Hemdärmeln herum- udern?“

„Um so mehr gleichst Du dem jungen Phaëton, reund.“

„Geh' mir mit Deinem Phaëton.“

„Ehe zwei Stunden vergehen, hast Du ihn wieder. Bis dahin brauchst Du ihn nicht; Du bist ja der Letzte in der Reihe. Also Du willst nicht, Franz! Willst mich in Verzweiflung bringen, der Dir so oft Schnaps gewichst hat. Franz, all' mein Vermögen steht auf dem Spiel; Deines auch vielleicht. Denn bin ich erst bei Geld, so nehm' ich kein anderes Gefährt als Deines und zahle Dir drei Franken für die halbe Stunde. Nun?"

„Bah, Du hast mich zum Besten."

„Beim ersten Torso, nein! Franz, da sind fünfzehn Sous; warte auf mich im goldenen Karpfen und laß Austern aufmachen."

„Austern? Für fünfzehn Sous?"

„Ich zahle sie: vier Dutzend. Geschwind, Franz, zieh' den Aermel aus."

„Aber mein Gefährt?"

„Sieh', wie die Sonne scheint, Franz. Kein Sonn- und Festtag heute, bloßer Werktag. Bedenke das."

„Aber...."

„Franz, Du trinkst Deine Gläser Weißwein inzwischen... Du weißt... und für zwei Sous Moseler. Geschwind den andern Aermel heraus."

„Und Du bringst ihn mir in zwei Stunden wieder?"

„Ich schwöre Dir's beim Herkules und Antonius!"

„Was sind das für Leute? Aber wenn Du mich zum Besten hast, Kerl, dann..."

„Gewiß nicht, Franz. Laß Dir's inzwischen gut schmecken. Adieu."

Rossignol wirft sich geschwind in den Karrik
nd hüpft fort, trillernd: „Wem der große Wurf
elungen!' u. s. w.

Peter sieht Rossignol befremdet an; denn der bis
die Ohren aufgewickelte Schnurrbart macht ihn
rchaus unkenntlich. Aber schon ist er Peter um
Hals gesprungen und drückt ihn an sich wie eine
irin ihre Kleinen.

„Lassen Sie mich los, Herr, Sie würgen mich!"
t Peter ärgerlich.

„Ich Dich loslassen, mein lieber Peter? Kennst
Deinen alten Freund nicht mehr, Peter?"

„Mein Gott, Du bist's, Loiseau!"

„Wer sonst?"

„Aber Andreas sagt, Du heißest Rossignol."

„Er hat recht."

„Warum lässest Du Dich denn Loiseau nennen?"

„Ist denn Rossignol kein Loiseau?" *

„Gewiß."

„Also! Folglich hab' ich meinen Namen nicht
ändert."

„Nein. Ich dachte nicht daran."

„Uebrigens, was liegt am Namen? Loiseau oder
ssignol, gleichviel! ich bin Dein Freund, Dein
eund auf Leben und Tod... auch Andreas sein
eund, obgleich ich nicht recht an ihm gehandelt
be. Aber das war ein leichtsinniger Jugendstreich,
ie Jeder so macht. Ist man doch nur einmal
ng, tralala! Ich komme just, ihn um Verzei-

* Loiseau, der Vogel. — Rossignol, die Nachtigall.

hung zu bitten. Wo ist er, der gute Andreas, führe mich zu ihm. Ich muß und muß ihn sehen; auch Herrn Dermilly, meinen alten Zeichnenlehrer, würdigen Freund und Rathgeber. Führe mich zu ihm! Gib Acht, wie er mich aufnimmt!"

„Freund, da kommst Du zu spät."

„Zu spät? Wie so? Sprich, geschwind!"

„Herr Dermilly ist seit lange todt."

„Herr Dermilly todt? Mein Lehrer, mein Vater, mein Freund, mein Berather, mein Tröster, mein Helfer? O, ich falle um."

„Wird Dir nicht wohl?"

„Ich glaube, ja; gib mir..."

„Ein Glas Wasser?"

„Lieber ein Glas Schnaps, wenn Du welchen hast."

„Ob ich welchen habe! Herr Dermilly hatte immer welchen, wenigstens fünfzehn Sorten, und im Keller, sage Dir, famösen Wein."

„Der ehrenwerthe Mann todt!"

„Nimm das, Loiseau."

„Nicht übel, meiner Seel'! Also Herr Dermilly todt! So hat der Tod einen Stern ers[ter] Größe verdunkelt. Ach, welche Fortschritte mach[te] ich unter ihm. Er nahm mich auf wie seinen Soh[n."]

„Er hat aber nicht väterlich von Dir gesprochen."

„Ach, Peter, ich war auch oft ein undankbar[er] Sohn! Ich gestehe, ich habe mir Manches vorz[u]werfen. Aber hin ist hin. Was kann ich me[hr] [t]un, als bereuen? Noch einen Schluck."

„Ist Dir jetzt besser?“

„Etwas. Aber sprich, wo ist Andreas, der gute Junge? Rufe ihn doch, ich will und muß ihn umarmen, ich halt's nicht mehr länger aus.“

„Ach, alles Rufen hilft Nichts.“

„Mein Gott, Du erschreckst mich! Andreas auch todt? Noch ein Gläschen, Freund. Gib mir die Bouteille, ich will mir selbst einschenken. O mein armer Andreas!“

„Tröste Dich, Rossignol; er ist seit sechs Wochen verschwunden, spurlos... wir wissen nicht, wo er ist.“

„O mein armer Andreas! Und ich wollte mich bei ihm zu Gast laden. Macht Nichts, so bin ich bei Dir zu Gast, Peter. Aber sag', hat er den Koller gekriegt? So wegzulaufen!“

„Nicht den Koller, Rossignol: die Leidenschaft, die hat ihn schrecklich geplagt; mehr darf ich nicht sagen.“

„Ich will auch nicht mehr wissen. Beim Essen mehr davon.“

„Das Schlimmste ist, daß er einen Zettel hinterlassen hat, worin er mir all' sein Eigenthum vermacht, und Mamsell Nanette meint, das heiße so viel als: er wolle nie wieder kommen.“

„Deine Mamsell Nanette hat den Nagel auf den Kopf getroffen, Peter; es ist ausgemacht, daß Dir jetzt Alles gehört.“

„Und hältst Du's für möglich: jetzt, da ich reich bin, habe ich tödtliche Langeweile!“

„Ganz natürlich, Peter."

„Erst der Kummer, die Sorge um Andreas...

„Gewiß. Und dann die Einsamkeit, Nieman[d] um Dich zu haben, mit dem Du schwatzen und l[a]chen kannst! Peter, Du weißt, ich bin Dein Freund, ich will Dir noch mehr werden, will Bruderstel[le] an Dir vertreten; von heute an, von Stunde a[n] wohne ich bei Dir und verlasse Dich nicht mehr."

„Der gute Loiseau... wollte sagen Rossignol."

„Nenne mich wie Du willst."

„Wie oft wünschte ich Dich herbei; ich wußte i[m] Voraus, bei Dir würde ich mich nicht langweilen."

„Dich langweilen? Bei mir? Du sollst kein[e] Zeit dazu haben, das verspreche ich Dir. Wir la[-] chen, trinken, singen, scherzen und tanzen von Mor[-] gen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heisa, hopsasa! Bei mir sollst Du lernen Da[s] Leben genießen."

„Meiner Seel', das möchte ich; aber wenn i[ch] denke, daß der arme Andreas..."

„Still, still! wir denken nicht immer an Andre[as]. Jeden Morgen vor Aufstehen weihen wir dem A[n]denken des guten Bruders einige zärtliche Thrän[en] und dann geht's an's Jubiliren. Aber, Sapperm[ent], Du wohnst hier wie der Großsultan in seinem Serai, meiner Seel'! Ueberall Canapee's und Bergères!"

„Bah, was ist das gegen die andern Zimmer. Komm', ich will sie Dir zeigen."

Rossignol folgt Peter, der in so heiterer G[...]

llschaft seine Traurigkeit fast ganz vergessen hat. gänzlicher Ermanglung aller Welt- und Menenkenntniß beurtheilt er Alles, was er sieht und t, nur nach dem äußern Anschein. Weil Rossig- sich seinen Freund auf Tod und Leben nennt, ubt er steif und fest an die Freundschaft. Um des richtigen Geständnisses seiner alten Fehler wegen, kt Peter bei sich, muß ich ihm verzeihen, so gut Herr Dermilly und Andreas ihm verziehen hawürden.

Das schöne Modell wird nicht müde, die schönen mmer und die schönen Gegenstände in denselben bewundern; bisher kannte er bloß Küche und Ate- Er bleibt vor mehreren Gemälden stehen und ruft:

„Siehst Du den Römer da? das bin ich! und Griechen da? das bin wieder ich!“

„Aber sie sehen Dir nicht gleich.“

„Nicht von Gesicht, Freund, aber dem Leibe . Ich schmeichle mir, daß mein Torso wundergetroffen ist.“

„Und auf der Seite ist die Küche.“

„O, die kenne ich recht gut, Peter; meinen Weg Atelier nahm ich immer durch die Küche. A pro-, lebt die alte Therese noch?“

„Was für 'ne Therese?“

„Die Köchin meines Patrons.“

„Die ist lange todt.“

„Du hast recht gethan, zu sterben, Therese: Du ntest nicht einmal 'ne gute Suppe kochen.“

„Seit Andreas fort ist, habe ich keinen Bedienten. Für's Erste wage ich kaum, mich von Andern bedienen zu lassen...“

„Du hast recht, Peter: alle Domestiken sind ein wahres Diebsgesindel; man bedient sich lieber selbst. Höre, Peter, bei mir kannst Du Sparsamkeit lernen; ich will Dir einige ökonomische Grundsätze beibringen. Nummer eins: wir essen beim Traiteur; das ist wohlfeiler und lustiger. Niemals eine Küche im Hause; pfui, das stinkt! Will man extra diniren oder dejeuniren oder soupiren, so schickt man zum ersten Restaurateur, das ist gesünder. Zweiter Grundsatz: wir dulden keine Magd, keine Haushälterin im Hause. Das Weibervolk steckt seine Nase in Alles und ist geschwätzig wie die Elstern. Was zu besorgen ist, besorgt der Stiefelwichser.“

„Wie sparsam der Rossignol geworden ist!“

„Nur Geduld, Peter, ich bin noch nicht fertig. Das ist das Schlafzimmer von Andreas, nicht wahr?“

„Ach ja! Es steht jetzt leer und verwaist.“

„So will ich's für mich nehmen, Peter. Ich zahle den Miethzins auf Tag und Stunde. Dritte Ersparniß!“

„Immer besser! Gedenkst Du so fortzufahren, dann werde ich immer reicher statt ärmer.“

„Laß nur mich sorgen, Peter. Die Kasse bitte ich mir aus; die will ich führen. Und was gedenkst Du mit der Wohnung zu machen? Eine solche Wohnung für eine einzige Person wäre Unsinn.“

„Ich warte nur auf Andreas.“

„Und ich warte mit Dir; wir warten zusammen, s ist lustiger. Aber wo ist der Wandschrank, hm, ... Du weißt, mit den Liqueuren? Ich denke, sprächen einige Worte mit ihm.“

Peter führt seinen Freund in das Zimmer, wo Wandschrank mit den Liqueuren ist und deckt n Tisch davor mit den Resten einer Pastete, dem erbleibsel seines Frühstücks.

„Ist das Alles, was Du hast?“ fragt Rossignol.

„Ist das nicht genug?“

„Nein, Knicker! Wer bewirthet einen alten Freund so 'nem Brocken von gestern her?“

„Hätt' ich nur mehr.“

„Dummbärtchen, wozu sind die Traiteure da? Deinem Portier; er soll uns vom ersten Gar- Cotelettes, Rehragout und eine gute Omelette en. Inzwischen wollen wir uns den Keller an- n: ich möchte nicht ungerne seine Bekanntschaft hen.“

Die Ungenirtheit, womit Rossignol im fremden ise den Wirth macht, weckt Peter aus seiner ge- ynlichen Trägheit. Schon steht das schöne Modell der Treppe und brüllt aus vollem Halse:

„Holla, Portier! hieher, Kleiner! heraus aus inem Nest! Subito!“

„Was machst Du, Rossignol?“ sagt Peter ängst- . „Ich habe keinen Portier; die Frau von unten rtet mir auf und sie bildet sich ein...“

„Weil Du nicht mit den Leuten umzugehen weißt, ter; ein Fünfzehnsousstück und sie drückt

Augen zu, meiner Seel'! Man muß gelegentlich generös sein, wenn man sich gut bedienen lassen will: viertes Ersparniß!"

Eine kleine kugelrunde Frau von wenigstens fünfzig Jahren und mürrischem Gesichte tritt in's Zimmer. Die Gute bildet sich viel auf ihr reines Französisch ein und auf das Taschenwörterbuch, das sie sich selbst angefertigt hat. Sie sieht Peter eine Zeit lang ziemlich ungehalten an, weil Peter sie in Gnaden ihres Dienstes entlassen hat.

„Was wollen Sie?" fragt sie mürrisch; „Sie provociren das ganze Haus durch Ihr Geschrei."

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame Roch," entgegnet Peter; „ich wünschte, Sie..."

„Still!" gebietet Rossignol und damit wirft er seinen Karrik um, als mache er den Catilina, und stellt sich zwischen Madame Roch und Peter. „Du weißt Dich nicht kurz zu fassen; laß mich reden. Liebe Madame Roch! mein Freund und ich möchten ein recht excellentes Frühstück zur Feier des heutigen frohen Tages, der uns nach vieljähriger Trennung zum ersten Male wieder vereint. Wir wünschten uns bei einem Gläschen alten Burgunder und einigen Cotelettes freundschaftlichst zu unterhalten; würden Sie uns zu dieser freundschaftlichen Unterhaltung verhelfen?"

„Mein Herr, ich habe nicht mehr die Ehre, Herrn Peter aufzuwarten."

„Weil er fürchtet, mit Ihnen allein zu sein, Madame Roch. Wer noch so frisch und blühend ist..."

„Gar zu gütig, mein Herr.“

„Und noch so gut conservirt...“

„Da haben Sie recht, Herr; ich schmeichle mich
ssen.“

„Wir könnten noch eine Medea machen, Schätz-
n, oder eine Agrippina.“

„Ich weiß nicht, Herr, was Sie...“

„Wie alt sind wir, Madame Roch?“

„Vierundvierzig Jahre, Herr.“

„Auf Ehre, man hält Sie höchstens für eine
anzigjährige... Geld her, Peter! Madame Roch
t für Alles.“

„Aber, mein Herr...“

„Und wer rechnete mit einer so interessanten Er-
inung? Du, du liegst mir im Herzen, Du,
liegst mir im Sinn! Geld her, Peter.“

Rossignol langt mit der Hand hinten herum;
er sucht in der Tasche und steckt ihm ein Hun-
sousstück in die offene Hand.

„Noch eins,“ sagt Rossignol.

Peter gibt ihm ein zweites.

„Und noch eins,“ flüstert das schöne Modell.

Peter gibt ihm ein drittes, denkt aber bei sich:
nfzehn Franken für's Frühstück, das kann nicht
fünfte ökonomische Grundsatz sein.“

Rossignol steckt zwei Fünffrankenstücke der Ma-
me Roch zu, läßt das dritte unvermerkt unter
Karrik gleiten und flüstert dann der Haushälterin
Ohr: „Besorgen Sie uns was recht Gutes; da
ne Geld gehört Ihnen.“ Dabei kneift er sie

Knie, thut, als wolle er sie umarmen und treibt sie d
durch der Treppe zu. Madame Roch, ganz verdu
durch diese Zärtlichkeiten, aber höchst empfänglich f
Geld und Geldeswerth, bringt schnell ihr Hals
in Ordnung und eilt die Treppe hinab.

„Siehst Du, wie sie läuft," sagt Rossignol; „
Geld bringt man die Schildkröten zum Laufen."

„Ja, Freund, aber fünfzehn Franken für
Frühstück!"

„Wie? Du bewohnst fürstliche Gemächer u
kümmerst Dich um solche Lumpereien? Willst
Dich amüsiren oder willst Du nicht?"

„Gewiß will ich's.

„So vertraue Dich mir an. Und weißt Du n
bereits fünf oder sechs ökonomische Grundsätze!
möchte eben so wenig einen Knicker aus Dir mach

„Topp! ich vertraue mich Dir an, denn Du
mehr Erfahrung als ich."

„Das mein' ich! Laß Andreas nur sechs
nate ausbleiben und er soll eine Veränderung fin
meiner Seel'. Jetzt in den Keller hinunter!"

Im Keller liegen ungefähr dreihundert Fla
gewöhnlichen Tischweines und mehrere Dutzend f
Weine. Rossignol ist wie begeistert: er möch
Keller unten frühstücken; weil das aber außer
Ordnung ist, sucht er sich bloß vier Flaschen ver
dener feiner Weine aus und bürdet Peter eb
viel Flaschen ordinären Tischweines auf. Wäh
Rossignol lustig trillert: „Bin ich todt, laßt
begraben in den Keller unterm Faß' u. s

schließt Peter den Keller zu, dann klettern sie die Treppen hinauf.

Bald kommt Madame Roch nebst Kellner mit drei Schüsseln zurück, die symmetrisch mit dem Wein auf den Tisch gestellt werden: das Alles unter manchen verliebten Tändeleien Rossignols mit der vierundvierzigjährigen Madame Roch. Nachdem das Frühstück angerichtet ist, empfiehlt sich Madame Roch unter tiefen Bücklingen und der ergebensten Bitte, sie nicht zu schonen, wenn die Herren was bedürfen. Peter setzt sich an den Tisch und ihm gegenüber sein Freund Loiseau.

„Mach' Dir's bequem," sagt Peter, „und zieh' den mächtigen Karrik aus, Du mußt darin ersticken."

„Nicht doch, Freund: ich habe Husten und Schnupfen und fürchte die Blähungen, und dann ist das Möbel da ein liebes Erbstück von einem Onkel, der ewig auf dem Meere herum fuhr."

„Ich sehe übrigens nichts Schönes daran; mein Gott, und er ist mit Leder gefüttert, ha ha!"

„So will ihn der Matrose haben. In solchem Karrik trotzt er Sturm und Wetter."

„So so! Dein Onkel war Matrose?"

„Ein famöser Kerl, sag' ich Dir: drei neue Welten hat er entdeckt, und er hätte noch ein halb Schock neue Welten mehr gefunden, aber ein Hay verschlang ihn."

„Großer Gott, ein Hay?"

„Wie ich die Ehre habe zu melden. Deine Gesundheit!"

„Der arme Onkel!“

„An so was ist der Matrose gewöhnt, Freund
Das kommt täglich vor.“

„Aber wie hast Du den Karrik wieder gekriegt?“

„Ganz leicht. Bald darauf wird der Hay ge-
schossen, und als man ihn ausweidete und ausstopf
für's Naturaliencabinet, fand man den Karrik
seinem Bauch unversehrt mit einem Brief mein
Onkels an mich in der Tasche; der Hay, scheint
kann Leder nicht verdauen. Von meinem arm
Onkel war nichts mehr übrig als zwei Finger u
das linke Ohr: alle drei Raritäten ließ ich zum A
denken an den guten Onkel in Gold fassen.“

„Meiner Seel', ich danke für's Matrosenleben
wenn man solche Gefahren läuft.“

„Du hast recht! Es lebe die Erde... der W
darauf! Aber Sapperment! der Wein ist nicht b
ter! Papa Dermilly hatte eine feine Zunge u
alle Künstler mit ihm.“

„Sonderbar, Rossignol, Dein Hut ist accu
wie der meine, den ich bei der Schlägerei im Wirt
hause verlor; sogar die Schnalle ist die nämlich

„Ein Hut gleicht dem andern wie ein Ei d
andern, Freund.“

„Aber gelt! wir waren duhn.“

„Duhn? pfui! Ich bin nie duhn. Wenn ma
ein Paar Teller entzweischlägt und einige Fau
hiebe austheilt, sagst Du gleich, man sei duh
Lustig waren wir, fidel, weiter nichts.“

„Warum lässest Du denn den Bart wachsen? D

ſiehſt ganz anders aus ſeitdem; oder haſt Du gedient?"

„Ja, Freund, ich habe gedient, ſeit wir uns nicht geſehen haben, und an zwei Stellen zugleich."

„Wo denn? Bei den Huſaren?"

„Nein, bei den Freiwilligen in beliebiger Uniform: der Pantalon iſt mir davon übrig."

„Haſt Du Dich geſchlagen?"

„Das wollt' ich meinen; oft hab' ich mich geſchlagen: ein Paar Mal blieb ich für todt auf dem Wahlplatz liegen."

„Biſt Du denn nicht avancirt?"

„Doch, Freund! oft bin ich avancirt: einmal ſo weit, daß ich immer eine ganze Meile den Andern voraus war. Aber der Ehrgeiz iſt nie mein Steckenpferd geweſen; die Künſte, Freund, die Künſte ſteckten mir ewig im Kopfe. Die erſte Liebe bleibt ewig unvergeßlich, tralala! Und ich wünſche mir Glück, daß ich den Dienſt quittirte, weil ich Dich getroffen habe. Deine Geſundheit, Peter!"

Roſſignol ißt und trinkt, was das Zeug halten will, denn ſeit Jahren hat er nicht ſo gegeſſen und getrunken wie an dieſem Tage. Die Korke fliegen an die Decke, der Wein perlt und ſchäumt, ein Glas nach dem andern wird ausgeſtochen. Wenn ein unnützer Teller Roſſignol genirt, wirft er ihn für nichts dir nichts auf ein hübſches Canapee, und die leeren Flaſchen werden alle auf den Boden gerollt. Schon weiß Peter nicht mehr, wo er iſt und was er thut. In vollem Wetteifer mit ſeinem kampf-

geübten Gegner steigt ihm der Wein rasch zu Ko
er glüht über und über, die Zunge wird ihm sch
und er hüpft wie toll im Zimmer umher, währe
Rossignol mit größter Kaltblütigkeit sitzen bleibt u
wie ein Hay Alles verschlingt, was der Traite
geschickt hat.

Ueber Cotelettes, Omelettes, Rehragout, feine u
ordinäre Weine und Liqueure vergißt Rossignol ga
den armen Franz und sein Versprechen, den Kar
innerhalb zweier Stunden zurückzubringen. Ab
Pünktlichkeit ist nicht die Hauptugend des schö
Modells, der einen Pfropfen nach dem andern
die Decke springen läßt, und bei der fünften Flasch
die er ganz allein geleert hat, endlich auch anfängt
die Wirkungen des Weines zu spüren wie sein
Wirth.

Uebermäßig erhitzt und dem Ersticken nahe, wi
er den Karrik ab.

„Wir sind ja unter uns, Peter: Freund
Freund! Und meine Wäsche kann sich immer s
lassen, auch bei so flottem Dejeuner! Hol' m
Der und Jener, ich ersticke beinahe vor Hitze!"

„So gehst Du mit dem Karrik um, Rossig
Denkst Du nicht mehr an den armen Onkel?"

„An welchen Onkel?"

„Den der Hay fraß."

„Onkel hin und her; ich habe keinen On
Deine Gesundheit!"

„Du sagtest ja eben, Du hattest einen Onkel
„Recht so, ich vergaß den Umstand. Aber Sap

oſt, Peter, das gibt 'nen fidelen Tag. Wir leben, einer Seel', wie die Amphitryonen. Du ſiehſt hon ganz anders aus, viel beſſer als heute Morn. Gelt, der Jux gefällt Dir?"

„So gut, Roſſignol, daß ich nicht mehr weiß, o ich bin."

„So wollen wir alle Tage leben!

So leben wir, ſo leben wir,
So leben wir alle Tage,
In der allerflottſten Saufcompagnie!

on heute an ſind wir Ein Leib und Eine Seele, ruder. Was ich nicht habe, haſt Du, und was Du cht haſt, habe ich: Du biſt reich, ich bin liebensürdig; Du biſt bornirt, ich bin aufgeräumt und itzig. Gib Acht, wie luſtig wir den Strom des Leens hinabſchwimmen wollen!

Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!"

„Sag', Roſſignol, iſt das Deine freiwillige Unirm?" ſtottert Peter, der immer angetrunkener wird.

„Nein, das iſt mein Jagdhabit: acht Knöpfe fehn daran, die hat ein wüthender Eber auf einen Streich abgehauen, als ich ihn eben erlegen wollte. robiren wir jetzt die Liqueure: Rum! der bleibt bis uletzt für den Gnadenſtoß. Scubar! koſte das und inke mir nach ... Du darfſt Dir glückwünſchen zu ir, Peter, denn Du langweilteſt Dich wie ein Wolf."

„O Bernhard! o Nanette!"

„Meinſt Du den Waſſerträger und ſeine Tochter?"

„Dieſelben."

„Pfui, Peter! wie kann ein Menſch von D

Stellung in der Welt die Bekanntschaft eines Wasser-trägers cultiviren, pfui! Du mußt mehr Achtung haben vor Dir selbst! . . . Her mit dem Anisette."

„Aber war ich nicht früher Botenläufer?"

„Du warst es, Freund, Du bist es jetzt nicht mehr, also . . . 's ist ganz so, wie der Schuft, der ein ehrlicher Mann wird, vergißt, daß er früher ein Schuft war. Dergleichen erlebt man alle Tage. Ich meine nicht, Peter, daß Du nicht mehr mit ihm sprechen sollst, Du darfst ihn selbst von Zeit zu Zeit besuchen, aber er darf nicht mehr Dein täglich Brod sein . . . schlechter Umgang verdirbt gute Sitten! . . . Wie findest Du den Cognac?"

„Ganz so wie alle anderen Liqueure!"

„Bah, Peter, Du bist ein schlechter Kunstkenner. A propos, morgen führe ich Dich in die Gesellschaft meiner Freunde, lauter fidele Gesellen wie ich, die ganze Nächte durchtanzen. Ich kenne alle die Gelegenheiten. Vivat die Fidelität! Pereat Deinen Freunden, die Dich zum Mönch und Einsiedler machen wollen! Heute Abend eröffnen wir unsere tanzende Laufbahn mit einem Walzer in der Barrière von Vaugrard. Du wirst mir gerne Rock, Hose und Weste leihen; für das Uebrige sorge ich selbst. Deine Gesundheit, Freund! . . . Stimme nur den Chor an aus dem Schinderhannes: Du weißt, er geht tralalala, tralalala . . . und so weiter in infinitum cum gratia . . . er ist nicht eben schwer. Ich singe ihn alle Montage mit einer Bäckerin zum Drehrad. Das klingt göttlich, sage ich Dir!"

Sie trinken, schreien, singen und springen noch
e Weile, bis Keiner von ihnen mehr Etwas sieht
er hört. Peter sinkt sanft unter den Tisch, während
ssignol, nachdem er links und rechts mit Tellern
Schüsseln um sich geworfen, auf Franzens Kar-
einschläft zwischen einem Rebhuhnflügel und einer
sche Rosolio.

---

## Zweites Kapitel.

### Franzens Karrik.

Während Rossignol neben seinem Wirthe schnarcht, sich der Kutscher, dem Ersterer seinen Karrik orgte, in die bezeichnete Schenke begeben und bei em Gericht Austern und einer Flasche Weißwein aglich sich niedergesetzt.

Franz zeigt den besten Appetit und segnet im llen den guten Karrik, welchem er dieß leckere hl zu danken hat. Das erste Dutzend Austern ist Umsehen verschwunden; um mit mehr Gemüths-e der Ankunft seines Freundes zu harren, läßt er zweites Dutzend kommen.

Die verabredete Stunde schlägt, aber kein Rossig- und kein Karrik läßt sich blicken. „Eine Viertel-nde mehr oder weniger schadet nichts,“ denkt Franz o bestellt Schweizerkäse und eine zweite Flasche.

Aber auch die Viertelstunde und noch eine andere vergangen, ohne daß Rossignol sich blicken läßt. ranz hat sich so vollgestopft, daß er kaum athm

geschweige denn sich bewegen kann. Schon fängt er an ungeduldig zu werden und einen kräftigen Fluch auszustoßen. Noch lauter und derber flucht er, als seine Kameraden ihm melden, daß er jetzt der Erste in der Reihe sei und daher bei seinem Gefährt sein müsse, und doch hat er weder einen Rock zum Fahren noch Geld zum Zahlen. Er stampft auf den Boden, schlägt sich mit geballter Faust vor die Stirne und ruft:

„Ich Esel, dem Schelm zu glauben! Bomben und Granaten, ich will ihm die Hölle heiß machen, wenn er zurückkommt. Was fange ich an, wenn meine Käthe mich in Hemdärmeln heimkehren sieht! Sie wird glauben, ich hätte meinen Rock versoffen."

Alles Fluchen, Toben und Lärmen hilft Nichts: kein Rossignol und kein Karrik kommt. Zum Unglück hat sich der Himmel umwölkt; in jeder Sekunde kann das Gewitter losbrechen und Franzens Fiaker ist noch der einzige, der auf dem Platze hält; alle andern sind fort. Franz reißt das Fenster auf, sieht sich den Himmel an und ruft verzweifelnd:

„In dem Wetter fahre Einer ohne Rock ... in bloßen Hemdärmeln."

Plötzlich gießt es herunter wie ein Wolkenbruch. Alles rennt auf den einzigen Wagen zu.

„Kutscher! Kutscher!" schreit es rechts und links. Man reißt sich gar darum, wer zuerst in das Gefährt soll.

„Reißt Euch nur," denkt Franz, der den Lärm sieht und hört. „Ihr könnt lange auf den Kutscher warten."

Inzwischen ist es einem kleinen, von Kopf bis
iß schwarz gekleideten Herrn mit schneeweißem Bu-
nstreif und Tanzschuhen, der mit seiner Ehehälfte
einem Dejeuner dinatoire eilte, das sein Cousin
r Feier der ihm nach fünfzehnjähriger Bewerbung
dlich geglückten Ernennung zum Maire-Adjunkten
ner Commune von dreihundert Feuerstätten veran-
ltete, nach heißem Kampfe gelungen, seine Ehe-
lfte in den Wagen zu schaffen. Madame nimmt
sich den ganzen hintern Grund ein und zwingt alle
rigen Insassen, das Feld zu räumen, worauf das
sgehungerte Paar sich im alleinigen Besitze des
akers sieht.

Jetzt ist Alles da, nur das Wichtigste fehlt noch:
r Kutscher. Madame lehnt sich mit halbem Leibe
m Kutschenschlage hinaus und schreit sich heiser nach
m Kutscher, während der Herr Ehegemahl, jam-
ernd über die Gefahr, die von Seiten des Regens
inem neuen Habit droht, aber noch untröstlicher
er den Verlust des Frühstücks, hin- und herläuft
nd Franz aufsucht.

Endlich sieht er den goldenen Karpfen und
uft auf ihn zu.

„Ich wette,“ denkt er bei sich, „der Kerl thut sich
ene darinnen bei einem Glase Wein oder Schnaps.
o macht es das Gesindel immer: wenn es Wasser
gnet, schwemmen sie sich mit Wein voll. Nur
eduld, Madame Belhomme, ich schaffe ihn gleich
r.“

„Sputen Sie sich, Herr Belhomme,“ ruft Ma-

dame ihrem Ehegemahl nach. „Ich fürchte, sie essen den Kalekuten ohne uns.“

„Ist der Kutscher von Numero siebzig darinnen liebe Frau?“ fragt Herr Belhomme, in den Kell eintretend.

„Ja, Herr, hinten in der Ecke sitzt er,“ antwortet die Austernhändlerin, die um ihre Zeche beso zu werden anfängt.

„Geschwind, Freund,“ sagt Herr Belhomme, de Hauderer traulich auf die Schulter klopfend, „I solltet auf dem Platze sein bei Eurem Wagen. Se nur, wie es regnet, und Ihr seid der Letzte . . . I kriegt ein gutes Trinkgeld.“

„Nicht nöthig, Herr, ich habe keinen D antwortet Franz und bleibt ruhig sitzen.

„Hört Ihr, Kutscher?“ ruft Herr Belhomme laut

„Ja, ich höre. Ich kann jetzt nicht fahren.“

„Ihr könnt nicht fahren?“ wiederholt der klei Mann, den Hut auf die Stirne drückend und auf Fußspitzen tretend. „Gleich auf der Stelle!“

„Unmöglich, Herr, ich kann nicht von der Ste . . . auch bin ich bestellt.“

„Ihr lügt, Ihr seid nicht bestellt, Ihr geh mir und meiner Frau . . . mein Cousin wartet. I sollt und müßt.“

„Ich will nicht, Herr.“

Der kleine Herr erhebt ein solches Geschrei, d Alles herbeieilt.

„Ja, ja, er muß!“ rufen die Einen.

„Erst soll er zahlen!“ keift die Austernhändleri

„Keines von Beiden," antwortet Franz und pfeift bei.

„Statuiren wir ein Beispiel!" schnaubt Herr lhomme außer sich vor Wuth. „Gleich gehst Du zum Commissarius."

„Donner und Doria, Herr, wie kann ich bei dem Wetter in Hemdärmeln, ohne Rock fahren ha, verfluchter Rossignol!"

„Mit oder ohne Rock: Du gehst mit mir zum mmissarius. Verstanden?"

„Er muß, er muß," wiederholen alle Umstehen- im Chore, „oder wir bringen sein Gefährt dahin."

Franz, der sieht, daß er mit Gewalt nichts aus- et, will dem kleinen Herrn zum Polizeicommissär en, als der Weinhändler und die Austernverkäu- n ihm den Weg vertreten.

„Ehe man geht, zahlt man hübsch, Freund."

„Ich zahle ein ander Mal, ich habe keine Zeit jetzt."

„Zahlen ist gleich geschehen. Wir kennen Euch zu ig, um Euch zu borgen."

„Ich komme gleich wieder."

„Ihr zahlt auf der Stelle; sechs Dutzend Austern, n, Brod und Käse machen zusammen fünfund- nzig Sous."

„Da sind fünfzehn Sous auf Abschlag; ich bleibe Rest schuldig."

„Nicht doch, Freund, Ihr zahlt sogleich das nze."

„Ihr könnt mich auf den Kopf stellen, ob Ihr

einen Sou mehr bei mir findet: ich habe den g
zen Tag keinen Sou verdient."

„So so, der Herr frühstückt flott und hat
Geld in der Tasche?"

„Ein Freund hat mich herbestellt."

„Flausen das! Geschwind zum Polizeicom
mit dem Bruder Liederlich."

„Erst will ich ein Pfand für meine Austern,
mit seinem Hute."

„Da habt Ihr ihn ... wir wollen Dich le
Freund, mit fünfzehn Sous in der Tasche zu frü
cken wie vornehme Herren!"

Vergebens sucht der arme Franz sich seines
zu erwehren. So muß er denn, er mag wollen o
nicht, ohne Hut und Rock zum Commissär hinfah

„Dem hab' ich gezeigt, daß ich 'nen Kopf habe
von Eisen," ruft Herr Belhomme seiner Ehehälfte

„Die Mühe hätten Sie sich sparen können,"
wortet Madame. „Das ist männiglich bekannt."

Unter lautem Zischen und Hohngelächter der
stehenden fährt der arme Tropf von Franz ab.
thend peitscht er auf die Gäule los, daß sie
stolpern, was das Zeug halten will, und so
die Peitsche schwingt, läßt er einen mörderischen
los gegen den Rossignol.

Zum Glück wohnt der Polizeicommissär nich
ab, dennoch kommt er pudelnaß an, wie aus
Wasser gezogen.

„Mögen sie mich brennen und foltern, ich
'e nicht weiter," ruft er wüthend.

In Folge dieses Vorfalls muß der arme Tropf
t Tage auf der Präfektur schwitzen, bringt einen
ockschnupfen mit nach Haus und erhält obendrein
h eine tüchtige Tracht Schläge von seiner Ehehälfte.
Herr und Madame Belhomme müssen den Weg
er die Füße nehmen. Um ihren Aerger zu ver-
en, zanken sie sich unterwegs in Einem fort und
imen von Kopf bis Fuß durchnäßt und besprützt
n Herrn Cousin an — als eben das Frühstück
ehrt ist.

---

## Drittes Kapitel.

### Wie Peter haushält.

Als Peter den Morgen nach diesem Frühstücke,
bis zum Abend gedauert hatte, erwacht, staunt
nicht wenig, sich unter'm Tische zu finden, den
f auf einem Teller und den Arm in einer Schüssel
Eingemachtem. Er reibt sich die Augen und be-
t sich auf die Vorfälle des letzten Tages, denn
gehen ihm die feinen Liqueure wie ein Mühlrad
Kopfe herum.

Er steht auf, sieht um sich und tritt Rossignol,
noch auf seinem Karrik schnarcht, auf's linke Ohr.
ser erwacht und flucht: „Wer wagt es, einen
nstler zu boxen?"

Als Peter Rossignol hört, erinnert er sich allmä-
der Ereignisse des vorigen Tages. Ohne zu wi

warum ist er nicht recht mit sich zufrieden; das G-
wissen schlägt ihm. Aber schon ist Rossignol bei
Hand und auf den Füßen, so daß Peter keine Z
bleibt, sich Vorwürfe zu machen.

„Wir haben, wie's scheint, ein Mittagsschläf
gehalten, Freund Peter," sagt Rossignol. „D
vornehm. In Spanien und Italien schläft man
wöhnlich nach Tisch, und die Engländer, die
flottsten von allen Völkern leben, schlafen fast im
unter'm Tisch."

„Wie? die Engländer schlafen unter'm Tisch
ten unter Tellern, Schüsseln und leeren Flaschen

„Ja, Peter, ganz so wie wir gestern."

„Bruder Andreas liebte die Sitte nicht."

„Unter uns, Peter: Dein Andreas war so
perlich wie 'ne alte Jungfer; ich hoffe, Du fol
meinem Beispiele und nicht dem Deines Bruders
aber es ist heller Tag, wir müssen an's Früh
denken."

Indem sieht er Franzens Karrik. Wie wahnsi
schlägt er sich auf Bauch, Kopf und Lenden zugl
stößt einige seiner Lieblingsflüche aus und wirft
in einen Armstuhl.

„O, ich Dummkopf!" ruft er ein über's andere
„Was gibt's?" fragt Peter.

Statt zu antworten schneidet Rossignol ein g
miges Gesicht und springt wüthend und fluchend
Sessel auf, denn er hatte sich auf einen Teller g
der von gestern her auf dem Stuhle liegen ge
n war.

„Das verdammte Porzellan!“ schreit er.

„Hast Du Dich geschnitten?“ fragt Peter ängstlich.

„Und wie! Gerade in den A....“

„In den A....?“

„Ich will mir kalte Umschläge machen. Das limmste bei der Geschichte ist, daß die Hose zer-n ist. Mein Gott! und vorne nichts als Fett-en: das kommt von Deinem Tellerwerfen von ern.“

„Ich soll Schuld daran sein?“

„Wer sonst? Mein Gott, und der Rock auch z befleckt von oben bis unten: die schönen neuen der da! Erst zweimal habe ich sie getragen.“

„Und doch ist die Hose ganz zerrissen?“

„Ich muß während des Schlafes an die Stuhl-n gekommen sein. O weh', o weh'! was fang' an? Gestern noch so flott gekleidet, daß alle ber sich nach mir umsahen, und heute so aus-hen! Aber so kann ich nicht ausgehen, das be-ffst Du. Wie steht's mit Deiner Garderobe, er? Mit Deinem Cabinet? Du hast doch eins?“

„Gewiß, Rossignol, gewiß hab' ich eins: links, Ende des Ganges. Du findest Alles da, was wünschest.“

Rossignol eilt singend fort, kommt aber gleich nach wieder zurück, ein Läppchen gelber Lein-nd, das Ueberbleibsel eines ehemaligen Schnupf-hes, unter die Nase haltend.

„Kerl, wo hast Du mich hingeschickt? Hast Du ch zum Besten?“

„Ist das Cabinet nicht nach Wunsch?“

„Närrchen, ich will Kleider, Hosen, Röcke, Wes... und Du schickst mich in ein ...“

„Wetter! Du fragtest ja nach dem Cabinet.“

„Aber nicht nach solchem ... Kleider will i Kleider.“

„So so! dann geh' nur in Andreas Kammer, d hast Du große Auswahl.“

„Endlich! Warum hast Du das nicht gl gesagt?“

Rossignol geht in die ihm bezeichnete Kamm öffnet die Commoden und Wandschränke und bl bewundernd vor einer so wohl versehenen Gardero stehen. Gleich geht er an seine Toilette und da e von Umständen nichts weiß, sucht er sich das schön Hemd, die feinsten Strümpfe und die neuesten Kle der aus. Dann läuft er vor den Spiegel und mac obgleich im Frack und kurzen Hosen, allerhand an classische Stellungen.

„Sacrebleu,“ ruft er, „wie schön bin ich! Scha daß ich das erst im fünfundvierzigsten Jahre wer Gleichviel, ich will die verlorene Zeit nachholen!

In seiner Trunkenheit öffnet Rossignol die F ster, die auf die Straße gehen, wirft seine ga alte Verlassenschaft Stück für Stück zum Fenster h aus und singt dabei:

„So lebt denn wohl, Gefährten meiner Jugend,
Wir scheiden, um nie wieder uns zu sehn!“

„So: fort mit euch; Adieu Pantalon! Adieu Fr Adieu Hemd! et cetera ... ihr habt mir treu

ent. So wandert jetzt zum Lumpensammler oder
en Sack des Savoyarden. Vivat die Savoyarden!"
Dann kehrt Rossignol zu Peter zurück, der nach-
llich vor den Trümmern des gestrigen Dejeuners
, wirft sich vor ihm in die Stellung des Laokoon
fragt: „Wie findest Du mich?"

„Aber, Freund, das sind Alles Andreas Kleider."

„Davon ist nicht die Rede, Peter; ich frage Dich,
Du mich findest."

„Sehr reinlich."

„O, Du kalter Mensch, weiter siehst Du Nichts?
Weib würde mehr sehen. Mache Du jetzt Deine
lette, Peter; Weste und Cravatte tragen noch die
uren vom gestrigen flotten Dejeuner. Inzwischen
e ich einen Ausgang zu machen; ich bleibe nicht
ge aus, dann gehen wir in den blauen Qua-
anten oder zu Desnoyers ... A propos, Du
t die Kasse, nicht wahr?"

„Ja, ich habe Geld."

„Gut, so gib mir hundert Thaler, ich will ein-
fen für unsere Haushaltung, denn es fehlt noch
Nöthigsten."

„Am Nöthigsten?"

„Ja, z. B. fand ich nicht einmal Zahnstocher ge-
n nach dem Essen."

„Willst Du für hundert Thaler Zahnstocher kaufen?"

„Deßgleichen fehlen Seifenkugeln und Brenneisen:
s Alles will ich einkaufen. Wir brauchen auch
nen Domestiken: Leute wie wir müssen einen haben!"

„Und gestern nanntest Du sie Diebsgesindel!"

„Gib Acht, Peter, wie ich ihm auf die Fin-
passe."

„Aber hundert Thaler . . ."

„Willst Du mir nicht folgen, Peter, so überla-
ich Dich Deinem Schicksale. Entweder, oder . . . wi-
Du Dich amüsiren von Morgen bis Abend und
Abend bis Morgen . . . sprich?"

„Gewiß will ich das."

„So rücke mit den hundert Thalern hervor!"

„Das beste Beispiel geb' ich dir,
Drum folge stets in Allem mir, tra la la!"

Peter gibt seinem Freunde die hundert Tha-
Dieser nimmt den Karrik, sieht ihn lange prüfe-
an und sagt dann kopfschüttelnd:

„Das Möbel ist verdammt häßlich: es paßt nicht
zu so ausgesuchter Toilette."

„Was sagst Du, Rossignol?"

„Ich sage, daß ich ihn mit nach Haus nehm-
möchte, wenn er nicht so abscheulich wäre."

„Und gestern trugst Du ihn noch?"

„Weil gestern meines Onkels selig Namens-
war, Peter. Aber ich Dummkopf, was will ich m-
lange damit schleppen, ich lasse ihn mir nachtrag-
. . . holla, Madame Roch!"

Eben will Rossignol Madame Roch rufen, a-
die Thüre sich öffnet und diese hereintritt, mit ein-
Hose in der Hand, die ihr beim Straßenfegen gera-
auf den Kopf gefallen war.

„Können Sie mir sagen, meine Herren," fra-
Madame Roch, die Hose hinhaltend, die Rossign-

gleich als die seinige erkennt, „ob dieser Pantalon
inem von Ihnen gehört? Ich wollte eben meinen
traßentheil fegen, als eine Menge Straßenjungen
as aufheben und weglaufen. Gleich darauf fiel
ese Hose mir auf den Kopf und zerdrückte den gan-
 Besatz meiner Haube."

„Wirfst Du Deine Hosen den Leuten auf die
pfe, Peter?" fragt Rossignol ganz erstaunt.

„Ich?" antwortet Peter. „Das wär' mir ein
öner Zeitvertreib."

„Die Hose kömmt nicht von uns, Madame Roch.
n Blick auf dieß Möbel hätte Ihnen sagen müssen,
ß Leute wie wir keinen solchen Plunder tragen."

„Die Oebstlerin gerade gegenüber sagte . . ."

„Die Oebstlerin thäte besser, ihr Obst zu zäh-
, als sich um ihre Nachbarn zu kümmern. Behal-
 Sie die Hose, Madame Roch, für Ihren Enkel,
nn Sie einen haben! . . Weil Sie gerade da sind,
adame, haben Sie die Gefälligkeit und tragen Sie
r den Karrik hinunter, bis ich einen Jokey nehme,
r ihn mir nachträgt."

„Aber, mein Herr . . ."

„Nur vorwärts, Madame, Sie sind heute Mor-
n reizender und frischer als je . . Peter, mach', daß
u fertig wirst, ich bin gleich wieder da."

Rossignol wirft Franzens Karrik über den Arm
r Haushälterin und steigt mit ihr die Treppe hinab.
uf jeder Stufe nimmt er eine neue Position ein.
Die gute Madame Roch weiß nicht, was sie davon
enken soll; bald bleibt sie verwundert stehen, bald

weicht sie erschreckt zurück, wenn er die ganze Kraft seines drohenden Mienenspieles anwendet.

„Das ist Herkules," ruft er, „und das Antinous ... und das Hypolytus!"

Endlich haben sie den Vorplatz erreicht. Rossignol steckt den Kopf zur Thüre hinaus und sieht auf einem Eckstein einen kleinen Schuhputzer, schwarz wie ein Köhler, sitzen. Er winkt ihm herbei und bürdet ihm den ungeheuren Karrik auf.

„Folge mir," sagt er zu ihm, „und sieh' ja zu, daß Du ihn nicht schmutzig machst."

Gefolgt vom kleinen Schuhputzer mit dem mächtigen Karrik begibt sich Rossignol auf den Weg, zuerst nach dem Platze, wo er seinen Freund, den Hauderer, gefunden. „Er wird anfangs Feuer und Flammen speien," denkt er bei sich, „aber ein Hundertsousstück wird ihn bald zur Vernunft bringen."

Aber Franz ist nicht auf dem Platze, aus dem einfachen Grunde, weil er auf der Präfektur sitzt. Von da geht Rossignol in den goldenen Karpfen; auch da ist er nicht.

„Gott weiß, wo er sein mag," sagt Rossignol bei sich, „ich kann ihm nicht durch ganz Paris nachlaufen in so flottem Costüm ... nehmen wir ein Cabriolet und inspiciren die Gefährte."

Rossignol steigt in ein Cabriolet und befiehlt dem Schuhputzer, ihm Schritt für Schritt zu folgen. So fährt er von einem Platz zum andern, ohne Franz zu treffen. Rossignol wird immer hungriger und der kleine Jokey immer nasser, denn das Wetter

s, der Karrik ungeheuer schwer und der Weg, n er, dem Wagen nachlaufend, zurücklegt, ungeier weit. Endlich denkt er bei sich: „Ich habe than, was ich thun konnte... geh'n wir zu Peter ück."

Der kleine Jokey, der keinen trockenen Faden mehr sich hat, segnet sich, als der Wagen vor Peters ohnung stille hält. Während Rossignol das Fahrd dem Kutscher hinzahlt, denkt er bei sich: der ine Schelm trabt gut, das wäre kein übler Jokey uns.

„Kleiner, willst Du bei mir dienen?"

„Und muß ich alle Tage so herumlaufen, Herr?"

„Nein, das war was Extra's heute: Du sorgst bloß Zimmer, Betten und Fußzeug. Dir gehört Alles, as man Dir gibt; Du kriegst Logis, Essen und rinken und guten Lohn. Willst Du, sprich?"

„Gern, Herr."

„So komm' mit und vergiß nicht, daß Du zweiundert Franken voraus gekriegt hast."

„Zweihundert Franken im Voraus? Ich habe nen Sou gekriegt."

„Macht Nichts... Du sagst so oder ich entziehe ir meinen Schutz."

Als Peter den Rossignol ganz so zurückkehren ht, wie er auszog, gefolgt vom kleinen Schuhputzer it dem Karrik über den Arm, ruft er ihm entgegen:

„Und Du bringst das Möbel mir wieder in' aus, Rossignol?"

„Ich konnte mich nicht von ihm trennen, Peter, das Möbel liegt mir so am Herzen ... hier stell' ich Dir unsern Bedienten vor."

„Der Kleine da?"

„Wozu brauchen wir Riesen?"

„Er ist ja pechschwarz."

„Wir waschen ihn schneeweiß ... aber Peter, der Magen steht mir verdammt schief, mach', daß wir fortkommen."

„Aber ..."

„Nun?"

„Ich bin seit zwei Tagen nicht bei Bernhard gewesen."

„Bernhard hin und Bernhard her ... Du gehst ein ander Mal, das Frühstück pressirt viel mehr als Dein Besuch bei Bernhard. Du, Kleiner, bleibst hier und machst die Betten; putze, scheure und amüsire Dich ... Adieu!"

Rossignol schleppt Peter fort. Eben als sie zum Hause hinaus wollen, sagt dieser:

„Aber wie, wenn Bernhard kömmt?"

„Du denkst an Nichts als an Deinen Bernhard. Laß mich das in Ordnung bringen ... he, Madam Roch, wenn man nach Peter fragt, so sagen Sie gefälligst, er sei mit einem Freunde ausgegangen seinen Bruder zu suchen, und dasselbe sagen Sie, so oft man nach ihm frägt. Wir thun nichts Anderes als Herrn Andreas suchen ... verstanden, Madame!"

Bald darauf kehren sie bei einem Traiteur ein. Peter über der Unterhaltung seines lustigen Ro

nol alle guten Rathschläge seiner alten Freunde f's Neue in den Wind schlägt. Rossignol läßt ter keine Zeit zur Besinnung. Nach dem Früh- ck führt er ihn zum Billard, von da zur Mittags- el und nach dem Essen von einer Kneipe zur dern, wo er Gelegenheit findet, ihn der Elite sei- r Bekanntschaft vorzustellen, die vor Ungeduld ennt, Peter kennen zu lernen. Der arme Peter nt nicht, in welch' nobler Gesellschaft er sich be- det. Nachts kehren sie meistens total duhn nach use zurück; oft bleiben sie ganz aus. Man kann ungefähr denken, wie es in einer Wohnung aus- ht, wo ein schuhputzender Jokey das Regiment hrt, das Unterste zu Oberst kehrt und, sobald er langweilt, seine Kameraden einlädt, mit ihm in n Zimmern zu spielen. Allein der Jokey wichst die iefeln gut, und weil dieß nach Rossignols Mei- ng die Hauptsache ist, drückt man ein Auge zu.

Diese Wirthschaft dauert ungefähr schon drei ochen. So oft Peter zu Bernhard will, weiß ossignol unter irgend einem Vorwande ihn ab- halten. Zuletzt redet Peter nicht mehr davon, nn schlechte Gesellschaft verdirbt immer die Lust an ter. Der ehrliche Wasserträger hat sich inzwischen t nach Peter in seiner Wohnung erkundigt, immer er von Madame Roch, die Rossignol durch seine pollo- und Jupiterposituren ganz für sich gewann nd durch den Glanz des Geldes bestochen hat, hören üssen, daß Herr Peter ausgezogen sei, seinen Br er zu suchen.

„Armer Peter," denkt der arglose Auvergnat b
sich, „du gibst Dir unsägliche Mühe und bist da
um keinen Schritt weiter als wir."

Eines Morgens begeben sich Peter und Rossign
Beide wohlfrisirt und wohlgewichst, in die elysäis
Felder zu einem Rendezvous mit einigen vertra
Freunden. Eben als sie über die Boulevards ge
kommt Franz mit seinem Gefährt daher. Wie
Blitz so schnell springt er vom Bocke herunter u
stürzt auf die Beiden los.

„Du kommst mir wie geschlichen, Rossignol:
will Dich lehren Röcke stehlen!"

Und damit gibt er ihm fünf oder sechs de
Peitschenhiebe, wovon aber der am Diebstahl un
schuldige Peter fast eben so viel abkriegt als d
schuldige Dieb.

Erschreckt über den unvorhergesehenen Ang
eines so knochenfesten Kerls wollen sie Reißaus n
men. Allein Franz springt auf Rossignol los,
er sich flüchten kann, und packt ihn dermaßen
Kragen, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

„Endlich hab' ich Dich, Du Schelm!" ruft
und schüttelt Rossignol hin und her, daß er grün
gelb wird im Gesicht. „Wo ist mein Karrik, spri
Was hast Du mit ihm angefangen?"

„Laß mich los, Franz, Du erdrosselst mich,
mich los!"

„Nicht eher, als bis Du meinen Karrik mir
zahlst, und ein Frühstück, und die acht Tage, die
uf der Präfektur gesessen habe, und einen St

hnupfen, und die Schläge, die ich von meinem Weibe gekriegt!"

„Ich will Dir Alles bezahlen, laß mich nur los."

„Ihr irrt Euch, Kutscher," sagt Peter, der von em ganzen Vorfalle Nichts begreift, „wir wollen ichts von Euch ... Ihr seid besoffen."

„Ich besoffen? Nicht doch, Herrchen; aber Ihr amerad da ist ein Dieb, ein Schuft, ein Betrüger. Wart', ich will ihm einen Denkzettel geben!"

Und damit applicirt er dem schönen Modell einige derbe Kopfnüsse, daß seine ganze Frisur in Wirrarr geräth. Indem Peter seinem Freunde beistehen ill, bekommt er gleichfalls einige Proben von Franns Rachegefühl, während die um den Wagen dicht ersammelte Menge sich an diesem Schauspiel weiet; es ist ohnehin ergötzlicher, Andere sich prügeln u sehen als sie miteinander zu tragen.

Endlich ist es Rossignol gelungen, die linke Hand – mit der rechten vertheidigt er sich, so gut es geht – in die Tasche zu bringen. Er zieht drei Hundertousstücke daraus hervor und hält sie Franzen unter ie Nase, der beim Anblick des Geldes gleich ruhiger wird. Er säckelt sie ein, läßt mit Püffen nach und fragt heiser:

„Und mein Karrik?"

„Du sollst ihn haben," antwortet Rossignol, „fahr' uns nach Hause, mich und meinen Freund. Hättest Du gleich anfangs Vernunft angenommen, so hättest Du Deinen Freunden einen so widerwärtigen Auftritt erspart."

Indem öffnet Rossignol den Kutschenschlag, la
Peter einsteigen und setzt sich neben ihn, währ
Franz besänftigt auf den Kutschenbock steigt und d
von fährt. So friedlich endet zu allgemeinem E
staunen der Zuschauer die Scene, die so kriegeri
begonnen hatte. Ebensowenig begreift Peter, d
die Schläge wehe thun, warum er sich von ein
Kutscher fahren lassen soll, der ihn eben noch
feindselig behandelte.

„Du sollst Alles wissen,“ sagt Rossignol u
bringt seine von Franzens Hand zerzauste Fri
wieder in Ordnung.

„Wie kannst Du Dich einen Dieb schimpfe
lassen?“

„Weiß der Kerl, was er sagt?“

„Aber hast Du ihm nicht Geld gegeben?“

„Du siehst also, daß ich ihn nicht bestohlen habe

„Was für einen Karrik will er denn von Dir

„Ich soll ihm den Karrik meines seligen Onk
leihen, weil er auf dem Wasser fahren will.“

„Hat er das Fahren auf dem Festlande sat
Ein Kutscher, der zu Wasser geht?“

„Was ist denn da so Auffallendes? Du mu
wissen, der Franz ist ein famoser Kerl; wir hab
früher zusammen gedient!“

„Warum wammste er Dich denn?“

„Er ist oft von Sinnen: er hielt uns für sei
Gäule. Uebrigens verdient der Kerl alle Achtu
und ich wünschte, Du cultivirtest diese Bekanntschaft

Vor der Wohnung dieser beiden Herren empfän

nz eine zärtliche Einladung, mit ihnen heraufzu-
mmen. Der Kutscher läßt sich nicht lange bitten
folgt ihnen mit der Peitsche in der Hand, ob-
ich Peter diese Höflichkeiten gegen einen Menschen,
sie so eben noch geprügelt hat, nicht begreifen
n. Rossignol führt Franzen auf sein Zimmer,
ihm seinen Karrik wieder, schwört ihm, daß er
Tage lang nach ihm herumgelaufen sei, und
itet ihm dann in den Eßsaal, worauf der Jokey
flottes Diner vom Traiteur holen muß.

„Und unser Rendezvous auf den elysäischen Fel-
?“ fragt Peter.

„Ersparen wir auf ein ander Mal. Ich bin so froh
das Wiedersehen mit diesem unserm alten Ka-
aden, daß wir uns alle Drei recht gütlich thun
len.“

Mit dem Karrik hat Franz seine gute Laune wie-
efunden; der Anblick der Flaschen stimmt ihn
ends zur Heiterkeit. Peter läßt in allen Stücken
signol seinen Willen. Dann setzen sie sich an
Tisch, bedient vom kleinen Jokey und zweien
er kleinen Kameraden, die er von der Straße
ufgewinkt hat, und so tafeln sie fort wie ge-
nlich bis in die Nacht. Es dauert nicht lange,
haben Peter und Franz mit einander schmollirt
auf ewige Freundschaft angestoßen.

Auf diese Weise wirthschaftet Peter mit dem von
überkommenen Vermögen. Unaufhörlich treibt
sich in der allerverächtlichsten Gesellschaft herum

mit Menschen ohne Beschäftigung, ohne Sitten un
Gefühl für Ehre. Sein täglich Brod ißt ein Mens
eben so sitten- als gewissenlos, der ihn auf das U
verschämteste bestiehlt und ausplündert. Peter wi
das Geld zum Fenster hinaus und macht sich da
weiß, er amüsire sich, weil er aus der Kneipe in
Kaffeehäuser und von den Kaffeehäusern in die Sch
ken und Ballsäle eilt.

So oft sich Peter über die schnelle Abnahme
Geldes beschwert, gibt ihm Rossignol den genüg
den Trost: „Du spielst jetzt allerliebst Poule u
Siam, trinkst Abends Deine drei Flaschen, oh
duhn zu werden, und rauchst Deine vier oder fü
Cigarren dazu. Wer dergleichen lernen will, mu
sich's was kosten lassen, Freund."

Wie anders sieht es in der Wohnung des e
lichen Wasserträgers aus! Hier denkt und spricht m
nur von Andreas. Bernhard erkundigt sich täg
zweimal nach mir und sucht Nanetten zu tröst
denn er sieht mit Schrecken, wie sie täglich trü
bläßer und magerer wird. Ach, die Arme hat nicht
einziges Mal gelächelt, seit ich fort bin!

„Willst Du Dich denn zu Tode grämen?" f
Vater Bernhard.

„Nein, lieber Vater, aber ich will ihn wi
finden. O, laß mich ihn suchen."

„Wo willst Du ihn denn suchen, liebe To
Wir haben ja keine Spur von ihm!"

Nanette antwortet Nichts darauf; sie senkt
öpfchen und verbirgt dem guten Vater ihre Thrä

## Viertes Kapitel.

### Sechs Monate und acht Tage.

Ungefähr sechs Monate sind entschwunden, als
nette eines Morgens mit freudestrahlendem Ant-
vor ihren Vater tritt.

„Vater," ruft sie, „Vater, ich weiß jetzt, wo er
O, daß der Gedanke mir nicht früher gekom-
ist!"

„Du weißt, wo er ist, und das so plötzlich?"

„Ja, Vater, ganz plötzlich. Mit einem Male
mir der Gedanke; laß mich ihn zurückholen,
r Vater."

„Wo ist er denn, sprich?"

„Auf dem Landgute der Frau Gräfin! Dort war
o gern, denn er konnte ungestört mit der . . .
. . ."

„Da sollte er sein?"

„Nirgends anders, lieber Vater. Mein Herz sagt
s und es belügt mich nie, wenn von Andreas
Rede ist. O, laß mich hingehen."

„Das Landgut der Frau Gräfin liegt in der
e von Fontainebleau, nicht wahr?"

„Ja, Vater."

„Ich habe einen Bekannten dort, bei dem Du
nen könntest; aber wie kommst Du dort hin? Ein
ges Mädchen kann nicht allein reisen."

„Bin ich nicht groß und vernünftig genug, Vater?
, und der arme Andreas stirbt vor Kumme
nn er keinen Trost hat."

„So geh' denn hin, weil Du's willst."

„O, Dank, theurer Vater, Dank!"

„Morgen gehen wir mit dem Stellwagen."

„Warum bis morgen warten? Heute noch, li Vater, es ist noch früh genug dazu."

„So bald willst Du mich verlassen, Nanette

„Ich komme ja bald wieder, Vater, und in Monaten habe ich ihn nicht gesehen! Auch wi Dir schreiben."

„Du vergissest, Tochter, daß ich nicht lesen ka

„So gehst Du zu unserm Nachbar und läßt meinen Brief vorlesen. O, wie glücklich wollen sein, wenn wir Andreas wiedergefunden haben!

Schon ist Nanette in ihrem Kämmerchen. darauf kommt sie mit einem Päckchen, worein s Nöthigste gewickelt hat, zurück. Sie nimmt Schürze ab, setzt einen einfachen Strohhut auf zieht den Vater bis an die Treppe, ehe er noch gehabt hat, sich zu besinnen.

Sie kommen an dem Orte an, wo die W halten, die nach Fontainebleau fahren. Es ist g noch Platz für Nanette; sie springt hoch auf Freude und setzt sich neben ihren Vater auf Steinbank nieder, ihr Päckchen auf den Schoos mend. Der gute Wasserträger will Nanette, der Wagen abfährt, in ein Kaffeehaus führen, Nanette bleibt lieber auf der Bank sitzen, den hat da die Diligence vor Augen und weiß, wen einsteigen muß.

„Adieu, lieber Vater," sagt sie zu Bern

laß Dir die Zeit nicht lang werden; ich bin in Kurzem wieder bei Dir."

Bernhard küßt seine Tochter und geht dann traurig fort; Nanette sieht ihrem Vater seufzend nach, aber ein Blick auf den Wagen tröstet sie. Endlich die Stunde zur Abfahrt gekommen. Nanette steigt schüchtern ein und wagt kaum aufzusehen vom Boden. Die Fragen einiger neugierigen Herrchen beantwortet bloß mit einem Ja oder Nein, bis man sie in Ruhe läßt. In Essona bleibt Nanette im Wagen sitzen, statt mit den andern Passagieren auszusteigen, worüber einige derselben allerhand hämische Bemerkungen machen und kichern. Allein was kümmert sich Nanette um das Geschwätz von Leuten, die unbefugter Weise ihre Nase in die Angelegenheiten anderer stecken.

Nach einem kurzen Besuche bei dem Freunde ihres Vaters läßt sich Nanette das Landgut des Herrn von ...anconard bezeichnen. Es liegt bloß anderthalb Meilen von Fontainebleau ab. Trotz der Nähe, die ihr leicht macht, dahin zu gehen, fängt Nanette zu begreifen, daß sie mehr Mühe haben wird, ...ch in der Umgebung des Gutes zu finden, als sie ... in Paris gedacht hatte.

Nanette geht zuerst in's Schloß, wo sie vom Schloßvoigt hört, daß Niemand von den Eigenthümern im Hause wohne.

„Und wo ist denn Herr Andreas," fragt Nanette schüchtern, „der junge Mann, der bei der Frau G... wohnte? Haben Sie ihn nicht gesehen? Bi...

kennen Sie ihn nicht wieder, wenn Sie ihn seh
denn er ist seit dem letzten Sommer, wo er hi
war, ungemein groß geworden."

„Ich würde ihn auf der Stelle wieder kenne
antwortet der Voigt, „aber er ist seit jener Zeit ni
da gewesen."

Nanette entfernt sich traurig und durchsucht
Umgegend. Dorf für Dorf und Flecken für Fle
überall erkundigt sie sich nach mir, ohne Etwas
mich zu hören. Dennoch verliert sie den Muth n
und mit jedem neuen Tage fängt sie ihr Liebes
von Neuem an.

Nanettens Herz hat sie nicht belogen: ich
wirklich da, wo sie mich sucht. In jener Nach
ich ziel- und planlos aus Paris fortlief, nur
Adolphinen zu entfliehen, hatte ich den ersten be
Weg eingeschlagen, der mich nach mehreren Stun
auf's offene Land führte. Noch geschwächt von
letzten Krankheit und durch die Anstrengungen
Marsches erschöpft, sinke ich fast bewußtlos unter ei
Baume nieder. Ich ging mit allerhand mörderi
Gedanken um, aber das Andenken an die gute M
schreckte mich davon zurück und gab mir den M
wieder, obgleich ich furchtbar mit mir zu käm
hatte, denn die Wunde war noch zu frisch. Es
mir, als hörte ich mitten durch das Schweigen
Nacht den Schall der Instrumente und den Jubel
Gäste vom Hotel des Grafen herüberschallen.

Ich befand mich in der Nähe von Bondy
ußte weder aus noch ein; Paris verabscheut

d schwor, es nie wieder zu betreten. Einige Male
hte ich an meine Heimath, aber erst wollte ich
ein sein, um meinem Schmerze in Muße nachhän-
zu können.

Unter steten Gedanken an Adolphine und die in
er Nähe verlebte glückliche Jugendzeit strichen meh-
trübe Tage dahin. Plötzlich wandelte mich eine
ndliche Sehnsucht an, jene schönen Gegenden wie-
zu sehen. Schnell entschloß ich mich hin zu pil-
n, und bald darauf stand ich vor dem Schlosse,
ich die seligsten Stunden meines Lebens ver-
te. Ich wagte nicht einzutreten, aus Furcht, er-
nt zu werden, aber eine ganze Nacht lang treib'
mich in der Nähe des Schlosses herum und mit
gesanbruch ersteige ich eine kleine Anhöhe, von
aus man einen großen Theil des Parkes über-
en kann. Ich sah die Boskette wieder, wo wir
ammen gesessen, die Alleen, wo wir spazieren
angen; ich suchte die seitdem entschwundene Zeit
vergessen und nur in der Vergangenheit zu leben.
t äußerster Mühe entriß ich mich diesem geliebten
tze, der mich in die schönste Zeit meiner Jugend
ückversetzte. Ich fühlte mich hier weniger un-
cklich und unruhig. So faßte ich den Entschluß,
h in der Nähe dieses köstlichen Aufenthaltes, der
iner Seele so wohl that, bleibend niederzulassen.
, im zwanzigsten Jahre lechzt das Herz nach Liebe!
gar den Schmerz heißt es willkommen, weil der
hmerz nichts Anderes ist als Liebe.

Nicht weit von der Anhöhe erhob sich, unter s

tigen Bäumen versteckt, eine kleine Hütte, auf di
ich zuging, in der Absicht, mich Etwas auszuruhen.
Die Hütte war von einer alten Bäuerin, ihrem
Hunde und einigen Schafen bewohnt. Als ich di
Alte fragte, ob nicht noch ein Wohnplätzchen für mi
übrig sei, glaubte sie, ich scherze.

„Wie, Herr," sagte sie, „ein junger Mann, de
an das Stadtleben gewöhnt und so vornehm i
wie Sie, der will in meiner ärmlichen Hütte m
einem alten Weibe wohnen?"

„Ich wünsche Nichts mehr als das."

„Wenn es wirklich Ihr Ernst ist, Herr, so st
Ihnen das Kämmerchen oben, wo mein armer So
wohnte, zu Gebote. Es ist das einzige in der Hütte,
und daher auch das schönste, Herr."

Entzückt über das Anerbieten der Alten zog ic
zwölf Louisd'or aus der Tasche — ich hatte ungefäh
dreimal so viel von Paris mitgenommen — un
schüttete die Thaler der Alten in den Schooß. D
gute Frau mochte nie so viel Geld beisammen g
sehen haben, denn sie stieß einen lauten Schrei d
Verwunderung aus.

„Das ist für mein Logis!" sagte ich ihr.

„So viel, Herr?" fragt sie. „Das langt ja f
mein ganzes Leben. Sie können hier wohnen u
essen, so lange und so viel Sie wollen. Ich th
mit Ihnen, was ich habe, Herr, das ist billig f
eine solche Summe!"

Meine Einrichtung war bald gemacht. Noch de
en Tag ging ich in die benachbarte Stadt u

ufte Alles, was ich zum Zeichnen und Malen
rauchte. So richtete ich mich gemüthlich in der
ütte ein. Ihre Lage ließ mir Nichts zu wünschen
brig: sie war malerisch unter Bäumen versteckt und
um fünfhundert Schritte von dem Gipfel der An-
öhe entfernt, von wo ich einen Ueberblick über den
anzen Park meiner Wohlthäterin genoß.

Hier verbrachte ich den größten Theil des Tages,
ft in tiefes Nachdenken versunken über die entschwun-
enen glücklichen Zeiten, oft zeichnend und malend
ne der schönen Partieen, die ich mit ihr durchlau-
n hatte.

So verging die Zeit. Mein Schmerz war zu
ner sanften, wohlthuenden Schwermuth geworden,
ber meine Liebe zu ihr nie erstorben, denn der Anblick
ller der Gegenden, welche sie hatten entstehen sehen,
var nicht geeignet, sie aus meinem Herzen zu ver-
annen.

Eines Tages, als ich meiner Gewohnheit gemäß
on meiner Lieblingsstätte zurückkehrte, erblickte ich
uf einem Seitenwege ein junges Frauenzimmer,
as langsam einherging und ihr Taschentuch vor's
uge hielt.

Nanette war's. Nach achttägigem vergeblichen
erumstreifen in dieser Umgegend wollte ihr schon
er Muth entsinken. Unter tiefer Bekümmerniß über
ie Erfolglosigkeit ihrer Nachforschungen entschließt sie
ich, nach Paris zurückzukehren.

Da hört sie mein Gehen. Sie erhebt schnell da
haupt, bleibt stehen, sieht mich an, schreit lau

und fliegt in meine Arme. Das Alles war da Werk eines Augenblicks. Ihr Haupt an meine Bru gelehnt, nennt sie mich ihren Andreas, ihren liebe Andreas, während ich mich immer nicht von meinen Staunen erholt habe.

Nanette in meinen Armen und das an dies Orte, wo Alles an Adolphine erinnert! Wie ist da möglich? Ohne Zweifel muß sie meine Gefühle i meinen Augen gelesen haben, denn sie sagt schnell

„Nicht wahr, Sie staunen, Herr Andreas? I sehe es Ihnen an. Weil er ohne uns leben kan glaubt er, wir könnten ohne ihn leben; weil er un nicht mehr liebt, glaubt er, wir lieben ihn nich mehr!“

„Ich Dich nicht mehr lieben, Nanette?“

„Ja, ja, Herr Andreas. Oder verläßt man die die man liebt, wie Sie uns verlassen haben? Läß man seine Lieben in tödtlicher Angst und Besorgni zurück? Läuft man so ohne Weiteres weg, unbekü mert um die Betrübniß derer, die uns lieben?“

„Ach, Nanette, ich fühle mein Unrecht gegen D und Deinen Vater; verzeihet mir.“

„Er fühlt sein Unrecht, es thut ihm leid; Gottl Ja, Andreas, wir verzeihen, wir vergessen Alles. W froh, wie glücklich bin ich, daß ich Dich wieder hab mein Schmerz ist plötzlich zu Freude geworden!“

Ich drücke Nanetten an mein Herz, erfreut u betrübt zugleich über das Wiedersehen. Die Li macht uns wieder zu Kindern, die sich schämen, i ler zu bekennen.

„Aber was willst Du hier, Nanette?“

„Mein Gott, er frägt noch! Dich suchen.“

„Mich suchen? Wer sagte Dir, daß ich hier sei?“

„Mein Herz, Andreas. Wie betrübt sind wir gewesen um Dich, lieber Andreas.“

„O, verzeihet mir; auch ich habe viel, recht viel litten.“

„O, ich weiß es; ich dachte mir gleich die wahre rsache Deines plötzlichen Verschwindens. Ja, Herr ndreas, wir wissen, daß die Liebe zu einer Andern ich von uns, Deinen Verwandten und Freunden, einer Wohnung und Deinem Eigenthum forttrieb, ir wissen es. Ach, Andreas, daß Sie uns so verssen konnten!“

„Nanette...“

„Es ist, wie ich sage. Sieh' nur weg, Andreas, as hilft Nichts. Aber nur Geduld, Freund, tröste ich mit der Zeit; es heißt, die Männer vergessen ngleich leichter als die Weiber. Komm' mit mir rück, Andreas; mein Vater erwartet Dich schmerzh, und auch der arme Peter hat Tag und Nacht ine Ruhe: er läuft noch immer herum, Dich zu chen. Komm' geschwind, Andreas; laß' uns sie östen.“

„Nein, Nanette, nein! Ich habe geschworen, Paris e wieder zu betreten.“

„Wie, Herr Andreas, Sie haben geschworen? O, an hält nicht immer, was man schwört; nur dießal vergiß ihn, den Schwur, Andreas, nur dießm annst Du mir das abschlagen?“

„O, Nanette, ich bin hier so glücklich; nirgends kann ich so glücklich sein, selbst bei Euch nicht. Nein, ich will und muß hier bleiben.“

„Wie, in Einem fort den Park anzugaffen, wo Sie einst mit... Glauben Sie auf diese Weise geheilt zu werden, Herr Andreas?“

„Komm' mit mir, Nanette, auf die Anhöhe da; ich will Dir zeigen, wo ich die seligsten Stunden meines Lebens kostete.“

Ich nehme Nanetten bei der Hand: sie folgt mir, ohne ein Wort zu sagen. Oben angekommen, zeige ich ihr die Orte, die ich täglich mir ansehe.

„Sieh', auf der Bank da saß ich oft stundenlang neben ihr; die Zeit schien mir so kurz!“

„Ach und mir schien sie so lange, weil ich Dich nicht bei mir hatte. Warum trägst Du Dich mit solchen Gedanken? Ist sie nicht verheirathet?“

„Wer Nichts zu hoffen hat, Nanette, der zehrt von den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit.“

„Es hängt nur von Dir ab, Andreas, und Du kannst wieder so glücklich sein wie ehemals. Lieben denn die Männer nur einmal in ihrem Leben? Man sagt, daß es oft vorkomme.“

„Ach, Nanette, ich fürchte, ich kann nur einmal lieben.“

Nanette schweigt. Nach einer Pause steigen wir in das Thälchen hinab.

„Wo wohnst Du?“ frage ich sie.

„In der benachbarten Stadt.“

„Die ist noch eine ganze Meile von hier entfernt; ich will Dich hinbringen.“

„Und Du gehst mit mir nach Paris?“

„Nein, Nanette, ich kehre hierher zurück.“

„So brauchen wir nicht in die Stadt zu gehen; ich gehe nicht zurück.“

„Was willst Du denn? Hier bei mir bleiben?“

„Hier bei Dir bleiben.“

„Bedenke, Nanette! Und Dein Vater?“

„Ich schreibe ihm, wo ich bin; er verzeiht mir gewiß.“

„Aber das geht nicht, Nanette; Nichts hält Dich hier zurück.“

„Nichts? Ach, Andreas, ich habe vielleicht mehr Grund, hier zu bleiben, als Du.“

„Was willst Du hier thun?“

„Dir Gesellschaft leisten . . . und wenn Dich das langweilt, mich so weit entfernen, daß mein Anblick Dich nicht ärgert.“

„Noch einmal, Nanette, das hat keinen Sinn und Verstand.“

„Gleichviel, ich bleibe bei Dir; ich habe so gut meinen Willen wie Du den Deinigen.“

Diese Entschiedenheit Nanettens behagt mir nicht; ich mache noch mehrere vergebliche Versuche, ihr den Plan auszureden, dann kehre ich mit Einbruch der Nacht in die Hütte zurück, gefolgt von Nanetten.

Meine Wirthin sieht bald die neue Ankömmlingin, bald mich fragend an.

„Madame ist von Ihrer Bekanntschaft?“ fragt sie endlich laut.

„Ja, sie ist . . .“

„Ihre Frau, ich wette.“

„Nein, nein, gute Frau,“ antwortet Nanette seu zend, „ich bin nur seine Schwester.“

„Die Schwester des Herrn? Meiner Seel', i glaube, Sie sehen ihm ähnlich.“

„Auch ich möchte bei Ihnen wohnen, gute Frau.“

„Aber, mein Gott, ist denn mein Hüttchen behext!“

„Da haben Sie Geld für . . .“

„Brauche keins: Ihr Bruder hat mir schon gezahl aber ich habe keinen Platz, Kinder. Die Kammer obe bewohnt Ihr Bruder und hier wohne ich: das i Alles.“

„Ist Ihr Bett groß genug für Zwei?“

„Groß genug für fünf, meiner Seel'; wir Bauers-leute haben Betten, daß eine ganze Familie darin schlafen kann.“

„Gut; wollt Ihr erlauben, liebe Frau, daß i bei Euch schlafe?“

„Gern, Madame, wenn Sie vorlieb nehm wollen.“

Nanette ist entzückt, ich aber ärgere mich. I wünsche ihnen gute Nacht und gehe in meine Kamm hinauf. Der Eigensinn Nanettens setzt mich in Staune ich hätte ihr das nie zugetraut. Wider meinen Will bei mir bleiben wollen, ist das nicht im höchs Grade seltsam? O, ich Undankbarer!

Ich versuche mich in den Schlaf zu lesen — i habe unlängst in Fontainebleau einige Bücher gekauft — r ich bin nicht bei meiner Lektüre; ich kann nic

rgessen, daß Nanette bei mir ist. O, die Weiber, enn die sich was in den Kopf gesetzt haben! ... ennoch ist Nanette so sanft, so gut, so jungfräulich . gleichviel, auch sie hat ihr Theil vom Weibe sich.

Die Nacht vergeht mir fast schlaflos; doch habe weniger als sonst an Adolphine gedacht, weil Nale mich in meinen Erinnerungen stört. Ich gehe der festen Absicht hinunter, durch mein Benehmen zeigen, wie wenig ich Nanetten Dank weiß für e Gesellschaft.

Sie ist mit ihrer Toilette schon fertig; sie hat hts auf dem Kopfe, aber ihre Haare sind so hübsch bei aller Einfachheit so geschmackvoll geordnet! üchtern blickt sie nieder, als ich eintrete, und wagt m einen ‚guten Morgen, Andreas‘.

Ich, eben noch fest entschlossen, ihr nicht zu antrten, ich — küsse sie, gewiß nur aus Gewohnheit. muß ihr also auf andere Weise meinen Aerger zen.

„Sie haben gewiß recht schlecht geschlafen,“ frage nach einer Pause.

„Im Gegentheil, auf's Beste.“

„Es fehlt hier am Nöthigsten.“

„Ich habe Sie; mehr brauche ich nicht.“

„Der Ort ist so abgelegen; keine Seele verirrt hierher.“

„Ich wünsche Niemand außer Sie.“

„Sie werden sich langweilen hier auf dem Lande.“

„Ich arbeite für die gute Frau.“

„Abends zeichne ich auf meiner Kammer; die Ze wird Ihnen lang werden.“

„So wenig als gestern.“

Ich schweige, denn sie bleibt mir doch keine Ant wort schuldig, nehme meine Zeichnung und ge hinaus auf meinen Lieblingsplatz. Alles um mi her versetzt mich im Geiste in Adolphinens Näh aber gleich darauf muß ich wieder an Nanette denk und ich sehe mich nach ihr um... sie ist nicht da; w mag sie sein? Ich habe nicht lange gezeichnet, muß ich mich schon wieder nach ihr umsehen. Endli erblicke ich sie, ungefähr zweihundert Schritte von m sitzend und nähend. Arme Schwester! sie sitzt hint einem Gebüsch versteckt, damit ich sie nicht sehe! Aber was kümmert's mich: mag sie da nähen, so lange sie will; sie kann lange warten, bis ich mit ihr rede ich will sie züchtigen für ihren Eigensinn.

Während ich scheinbar fortzeichne, blicke ich je Minute verstohlen auf das Gebüsch, hinter welch sie sitzt; sie erhebt keinen Blick von ihrer Arb Das Vergnügen lob' ich mir! Bei mir sein und ni mit mir reden, nicht einmal mich ansehen! Doch glaube, ich habe ihr gestern Beides verboten; ge fürchtet sie, ungehorsam zu sein. Wie konnt' ich das verbieten! Das ist hart; Nanette war immer freundschaftlich, so ergeben gegen mich, und ihr Va mein erster und größter Wohlthäter. Sie will m trösten und ich behandle sie so hart! Hab' ich den alles Gemüth verloren? Geschwind, ich will ihr winke ch neben mich zu setzen; dann kann ich doch v

olphine mit ihr schwatzen... ihre Nähe soll die Ernerung an Adolphine eher stärken als schwächen.

Ich kehre mich dahin um, wo Nanette sitzt, und nke ihr: sie blickt immer nieder; kein Wunder, s sie mich nicht sieht. Ich huste leise und rufe sie Namen: auch das hilft Nichts. Was gilt's, ich ß noch aufstehen und zu ihr gehen?

Ich nähere mich ihr langsam; dicht vor ihr bleibe stehen. Sie arbeitet ruhig fort und sieht immer der, doch scheint es mir, als ob ihr Busen heftiger age.

„Nanette, haben Sie mich nicht gehört?"

„Haben Sie gerufen?" fragt sie, ohne aufzusehen.

„Ja, ich habe gerufen."

„Was wollen Sie von mir?"

„Wenn Sie schlechterdings bei mir bleiben wollen, es lächerlich, daß wir eine halbe Meile von einder ab sitzen."

„Ich fürchtete, meine Nähe sei Ihnen nicht anehm."

„Sonderbar! ich kann in Ihrer Nähe eben so gut hnen und die geliebten Plätze nach Muße behten."

Nanette steht auf, nimmt ihre Arbeit und folgt bis an meinen Platz, aber immer, ohne mich anhen. Dann setzt sie sich vier Schritte von mir der und fängt wieder zu arbeiten an.

Ich thue das Nämliche. Vergebens warte ich, ß Nanette ein Gespräch anknüpft; sie rührt keine

Lippe und sieht eben so stumm wie früher auf ihr Arbeit nieder.

Dieß Stillschweigen will mir, glaub' ich, nicht behagen. Aber vielleicht fürchtet sie, mich zu stören so muß ich den Anfang machen.

„Warum so schweigsam, Nanette?"

„Ich glaubte, Sie wollten Ihren Gedanken nachhängen."

„Aber können wir nicht zusammen schwatzen von dem, was mich in Gedanken beschäftigt?"

„Ich plaudere gerne mit Ihnen, was es auch sei."

„Sie waren immer so liebevoll gegen mich und so theilnehmend!"

„Wen man gerne hat, mit dem theilt man Freude und Schmerz."

„Die Weiber können uns besser trösten als unsere besten Freunde; bei Ihnen, Nanette, hab' ich mich stets weniger unglücklich gefühlt. O, wenn ich denke wie Sie in meiner Krankheit mich gepflegt haben, dann habe ich mir viele, recht viele Vorwürfe zu machen."

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe; ich finde Sie immer gleich gut."

„Weil Sie zu nachsichtig sind. Ach, wenn Adolphine mich so gesehen hätte wie Sie! Aber sie liebte mich nie; nur kurze Zeit dauerte die Täuschung... ach, damals, an diesem entzückend schönen Orte, bezeigte sie mir eine so wahre, so warme Neigung; aber sie war ein Kind damals und ich auch. Später, zum Manne erwachsen, hätte ich ein Gefühl ersticken sollen, das mich über kurz oder lang unglücklich machen mußte

il sie über kurz oder lang sich an einen Andern
rheirathen mußte. Es ist vielleicht besser für mich,
ß es so geschehen; ich fühle, ich sollte ihr Bild ganz
s meinem Herzen verbannen, aber ich kann es nicht:
willkürlich muß ich an sie denken, die mir Tag und
icht im Sinne liegt! ... Was arbeiten Sie da mit
chem Fleiße, Nanette? Sie gönnen mir nicht einen
lick!"

„An einer Schürze für die gute Frau. Ich bat
um eine Arbeit, weil ich keine bei mir habe."

„Und eilt es so?"

„Gewiß nicht."

„Man sollte es glauben, wenn man Sie nähen
ht. Aber warum dutzen Sie mich nicht mehr, Nanette?"

„Ich mache es wie Sie."

„Man sollte glauben, wir wären uns böse... ich
ürde mir's nie verzeihen, wenn ich Dir böse wäre,
anette."

„Ich werde Dir nie böse, Andreas, nie! das
hwöre ich."

„Gottlob sind wir jetzt wieder auf dem alten
unkte; das ‚Sie' in Deinem Munde klang mir gar
närrisch."

„Und mir ging es durch's Herz, Andreas."

„Haben wir uns nicht als Kinder gekannt? Ge-
enkst Du noch des Tages, als Dein Vater mich
hlafend auf der Hausflur fand? Sprich! Du schriest
or Staunen, als Du mich sahest; weißt Du noch?"

„Ob ich's weiß! Und Du warst ganz beschmutzt
nd weintest um Deinen Bruder."

„Ja, und Du gabst mir gleich zu essen und zu trinken. Schon damals warst Du so gut und liebe-voll gegen mich wie jetzt. Wie lustig wir waren!“

„Und weißt Du noch, wie wir zusammen tanzten?“

„Ja ja, die Savoyarde. Lieber, lieber Tanz, ich glaube, ich habe Dich ganz verlernt.“

„O, ich kann ihn noch ganz gut.“

„Du glaubst...“

Und schon will ich aufspringen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich die Savoyarde getanzt an dem nämlichen Platze, wo ich sechs lange Monate seufzte und schmachtete.

Aber es ist Zeit, in die Hütte zurückzukehren. Ich nehme meine Zeichnung, Nanette legt ihre Näharbeit zusammen, wir geben uns den Arm und so wandern wir der Hütte zu. Zum ersten Male, seit ich Paris verlassen habe, fühle ich Hunger und freue mich auf unser ländliches Mahl.

Nach dem Essen schlage ich der Schwester einen Spaziergang in der Umgegend vor. Sie willigt ein und schon wieder sind wir Arm in Arm; dießmal gehen wir nicht auf die Anhöhe zu. Wirklich, die Land ist wunderschön, Nichts fehlt: Felsen, als wäre man hundert Meilen von Paris ab, herrliche Waldungen, liebliche Bäche, Alles ist da, was eine Landschaft malerisch macht... nur ein wenig öde und traurig; aber in Nanettens Nähe vergesse ich das.

Spät kehren wir in die Hütte zurück; gleich darauf wünsche ich Nanetten gute Nacht und gehe auf meine Kammer. Bei der Prüfung des entschwun-

enen Tages muß ich mir gestehen, daß er mir un-
leich kürzer vorkam als gewöhnlich; auch lege ich
ich nicht seufzend zur Ruhe nieder wie sonst. Mein
Gott, sollte die Krankheit der Liebe wirklich heilbar
in? Sollte die Liebe zugleich mit der Hoffnung auf
erwirklichung derselben ersticken oder doch abnehmen?
ein, nein! ich liebe Adolphine noch immer. Warum
in ich denn nicht mehr so traurig wie früher? Gleich-
el! ich habe keinen Grund, über die Rückkehr zur
ernunft mich zu beklagen; schlafen wir, das ist
sser als alles Grübeln.

Ich lege mich auf mein Kissen nieder, da ist mir,
s drücke Nanette mir sanft die Augen zu, und im
raum gaukelt ihr liebes Bild unaufhörlich um mich.

Den andern Morgen gehen wir wieder auf die
nhöhe wie den Tag zuvor; ich nehme meine Zeich-
ung mit und Nanette ihre Näharbeit. Dießmal
ße ich mich ihr gegenüber, damit sie mich ansehen
uß, so oft sie den Blick erhebt.

Wir plaudern viel; Nanette scheint heiterer, sie
chelt, wenn sie mich anblickt, und wie süß! Wenn
eine Zeitlang gezeichnet habe, zeige ich ihr meine
beit; dabei muß ich ihr näher kommen. Mitunter
rgeße ich, an meinen Platz zurückzukehren; ihre
ähe ist mir so wohlthuend. Dieser Tag vergeht
ch schneller als der letzte, und doch haben wir, so
el ich weiß, kein Wort von Adolphinen gesprochen.

Drei weitere Tage vergehen auf dieselbe Weise.
s ist mir sonderbar zu Muthe; es scheint, als er-
eitere sich mein Herz, als fühle es neue Lust zum

Leben in sich. Ich kann keinen Augenblick ohne Nanetten sein; es fehlt mir Etwas, wenn sie nicht bei mir ist. Zwar gehen wir noch täglich auf die Anhöhe, aber es scheint mir täglich unnöthiger, weil ich die ganze Umgegend nachgerade im Kopfe habe und auswendig weiß wie ein Buch: immer dieselben Pfade, dieselben Boskette, dieselben Ansichten, die ich schon hundertmal gezeichnet habe; doch wage ich nicht, Nanetten einen andern Spaziergang vorzuschlagen. Gott weiß, welches Schamgefühl mich davon abhält!

Am sechsten Tage sitzen wir abermals einander gegenüber. Ich habe die Zeichenmappe auf dem Schooße und suche nach einer neuen Ansicht. Unwillkürlich fallen meine Augen auf meine Gefährtin; nie schien sie mir so hübsch... ja, ja, Nanette ist in der That reizend: welche Anmuth in Blick und Wesen, welche Frische, welch' süßes Lächeln! Eben jetzt lehnt sie mit dem Rücken gegen einen Baum und neigt ihr Köpfchen über die Arbeit. Welcher Einfall: ich suche nach einer neuen Ansicht, aber kann die Natur mir einen schöneren darbieten als — Nanette?

Ich nehme die Kreide und fange an, Nanetten zu zeichnen. Die Aehnlichkeit soll Nichts zu wünschen übrig lassen.

„Sieh mich doch an, Nanette!" sag' ich zu ihr, als sie ewig das Köpfchen gesenkt hält; Nanette gehorcht auf der Stelle. O, wie viel Mühe gebe ich mir!

„Warum soll ich Deine Zeichnung nicht sehen?" fragt sie nach einiger Zeit.

„Weil ich noch nicht fertig bin; morgen darfst Du e sehen.“

Den folgenden Tag bin ich mit Nanettens Porät fertig. Ich muß gestehen, es ist mir trefflich gengen: Nanette leibt und lebt auf dem Bilde. Sold ich den letzten Strich gethan, schleiche ich mich n ihre Seite und schiebe ihr das Bild auf den Schooß.

„Wie findest Du es?“ frage ich sie lächelnd.

Sie schreit laut auf, dann sieht sie mich an, und ie! Nie hat sie mich so angesehen.

„Bist Du zufrieden?“ frage ich. Aber sie ist keiner ntwort fähig — sie weint, welche Kinderei! und ich, h — weine mit ihr.

Wir gehen in die Hütte zurück. Nach dem Essen ehen wir nochmals aus, sprechen zwar wenig, ehen uns aber öfter an. Beim Zubettegehen sage ich hr gute Nacht und küße sie. Sonderbar! ich habe e hundertmal umarmt und geküßt, und doch ist nir, als wäre dieß ihr erster Kuß.

Den folgenden Tag erachte ich es für ziemlich unöthig, unsern alten Weg auf die Anhöhe einzuhlagen.

„Dein Vater wird besorgt sein über Dein Ausleiben,“ sage ich zu Nanetten.

„Nicht doch, er weiß Bescheid: ich habe ihm gechrieben.“

„Er wird sich nach Dir sehnen, Nanette: Ihr seid ie so lange getrennt gewesen. Du mußt nach Paris urückkehren.“

„Du weißt, ich kehre nicht ohne Dich zurück.“

„So gehen wir zusammen.“

Nanette springt hoch auf vor Freude. Unsere Vorkehrungen sind bald getroffen und wir räumen die liebe Hütte: Nanette nach achttägigem, ich nach sechsmonatlichem Aufenthalt, und doch wollte ich mein Leben dort beschließen. Aber so geht's, wenn man im zwanzigsten Jahre schwört!

---

## Fünftes Kapitel.

### Die Folgen von Peters Haushaltung.

Wir fahren mit dem Eilwagen von Fontainebleau nach Paris. Unterwegs spreche ich wenig, denn der Gedanke, daß Nanette nur acht Tage brauchte, um mich von meinem Entschluß abzubringen, quält mich etwas. So oft ich sie aber ansehe, was jetzt ungleich häufiger geschieht als ehemals, fühle ich in tiefster Seele, daß ich um keinen Preis wieder in meine Einsamkeit zurück möchte.

Wir steigen aus. Nichts Natürlicheres, als daß ich Nanetten zu ihrem Vater begleite. Als der gute Vater Bernhard uns erblickt, weiß er sich kaum zu fassen und stürzt uns in die Arme.

„Hatte ich nicht recht,“ sagt Nanette, „daß ich ihn finden und zurückbringen würde?“

„Meiner Seel', Du hattest recht, Mädchen. Aber wird er uns nicht wieder davon laufen, hoffe ich.“

„Gewiß nicht, Vater Bernhard; ich gelobe es fest
d theuer.“

„Wüßtest Du, Kind, welche Sorge und Angst Du
s machtest.“

„Verzeihung, Vater, Verzeihung! Von heute an
len Sie mich täglich sehen; jeden freien Augen-
ick will ich bei ihnen sein. Aber ich will tüchtig
beiten; ich will und muß es zu was bringen in
iner Kunst.“

„Recht so, mein Freund; Du hast zwar Geld, aber
r weiß, was uns die Zukunft bringt. Wir müssen
her auf Alles gefaßt sein.“

„Und wo ist Peter, mein Bruder? Wie sehne ich
ich, ihn zu sehen und zu umarmen!“

„Donner und Doria, der arme Junge gibt sich
rteufelt viel Mühe um Dich: er läuft Tag und
acht nach Dir herum; er ist nie zu Hause.“

„Und er hat Euch nicht besucht?“

„Nie! Seit undenklicher Zeit nicht.“

Eine dunkle Ahnung sagte mir, daß Peter seine
it zu was Anderem brauche, als mich zu suchen.
s spät Abends bleibe ich bei meinen alten Freun-
n; nie, nie habe ich mich so wohl bei ihnen gefühlt.
e Trennung von Nanetten fällt mir außerordentlich
wer und wir scheiden unter dem Versprechen, uns
n folgenden Tag wieder zu sehen.

Auf dem Heimwege wandelt mich nicht mehr wie
üher die Lust an, vor dem Hotel vorbeizugehen,
elmehr nehme ich mir fest vor, die Straße, in der
s Hotel liegt, sorgfältig zu meiden, so wie au

den Namen irgend eines Gliedes der gräflichen Fa-
milie nie vor meinen Freunden zu nennen.

Mit dem Schlage zehn Uhr klopfe ich an mein
alte Wohnung an. Madame Roch fährt zusammen,
als sie mich erblickt. Mit Hülfe seiner antiken Stel-
lung und einiger Geschenke, die ihn wenig kosteten
weil sie aus meinem Beutel kamen, hatte Rossigno
Madame Roch ganz für sich gewonnen. Außerdem
mochte sie denken, daß mit meiner Rückkehr das alte
Hausregiment wieder anfangen werde.

„Ist mein Bruder zu Hause?" frage ich.

„Nein, Herr, er ist mit seinem vertrauten Freunde
ausgezogen, um Sie zu suchen."

„Wer ist der vertraute Freund? Wie sieht er aus?"

„Ein schöner junger Mann, äußerst liebenswürdig
und lustig. Er bewohnt jetzt Ihr Zimmer."

„Was Teufel! mein Zimmer? Ich wünsche, da
Ihr schöner junger Mann sich sofort ein anderes Logi
suche."

„Das ist Ihre Sache, Herr; Sie brauchen mein
Rath nicht."

„Gewiß nicht, Madame Roch. Wann kommen d
Herren gewöhnlich heim?"

„Sie haben keine bestimmte Stunde, Herr: ba
früher, bald später, bald gar nicht."

„So, so! Also mein Bruder sucht mich auch währe
der Nacht; er glaubt am Ende, ich schlafe auf d
Straße. Ist Niemand oben?"

„Ja, Herr, der Jokey."

„Jokey! Hält mein Bruder einen Jokey?"

„Ja, Herr, einen kleinen Burschen, der oft einen solchen Höllenlärm im Hause macht, daß ich mich darüber beschweren muß. Die Herren wollen ihm den Brodkorb höher hängen, sagen sie."

„Getrost, Madame Roch, ich verspreche Ihnen, der Läm soll die längste Zeit gedauert haben."

Ich lasse mir Licht geben und steige die Treppe hinauf. Wer in aller Welt mag der vertraute Freund Peters sein, den er in mein Zimmer einquartirt hat? Doch nicht Rossignol? Unmöglich! Wie kann Peter meine Warnungen so gänzlich in den Wind geschlagen haben!

Die Thüre meiner Wohnung steht sperrweit offen. So hat Madame Roch doch recht gehabt, daß ich leicht hineinkommen könne; man sollte glauben, mein Haus sei ein Wirthshaus.

Ich trete ein. Gott im Himmel, welche Wirthschaft, welche Unordnung überall! Auf den ersten Blick sehe ich, daß der Staub handhoch auf den Möbeln liegt: hier kann seit sechs Monaten nicht gefegt, gekehrt und gelüftet sein; alle Möbeln sind von der Stelle gerückt. Im Eßsaal erblicke ich auf einem Leuchterstuhl Trümmer eines Frühstücks; ich glaube, man hat offene Tafel hier gehalten. Alle Sessel sind mit Fettflecken beschmutzt, der Spiegel im Wohnzimmer zerschlagen, die Sitzuhren auf dem Kamin sind verschwunden. Peter, Peter, was bedeutet das?

Ich gehe in Peters Kammer: das Bett ist noch nicht gemacht; wohin ich den Fuß setze, trete ich a[…] Etwas. In meiner Kammer sieht es noch tro[…]

aus. Ich öffne die Commoden: Alles leer; ich öffne den Wandschrank: Alles leer; auch die Wandgemälde sind verschwunden. Wenn das noch eine Weile so fortgegangen wäre, hätte ich keine Stühle mehr angetroffen.

Aber wo steckt denn der Jokey dieser saubern Herrn? Ich sehe und höre Nichts von ihm. Nachdem ich Alles durchsucht, finde ich endlich unter dem Rinnstein in der Küche neben sieben bis acht Confekttöpfen einen kleinen Buben, der wie ein Siebenschläfer schnarcht; gewiß ist das der Jokey. Als ich ihn genau betrachte, erkenne ich in ihm denselben Knaben, der mir einige Male die Stiefel geputzt hat. Schlafe fort, Du bist der wenigst Schuldige von ihnen; Peter und sein vertrauter Freund haben mehr gethan als bloß die Confekttöpfe ausgeschleckt.

Ich gehe in Peters Kammer, um auf ihn zu warten. An Schlaf ist bei mir nicht zu denken; die Wirthschaft in meinen Zimmern hat mich allzusehr erzürnt. Gute Mutter, wenn Du das sähest, Du würdest vielleicht eher mir zürnen als ihm. Statt ein wachsames Auge auf ihn zu haben, wie sie mir dringend anempfahl, habe ich ihn sich selbst überlassen! Bin ich nicht eben so schuldig wie er?

Meine Uhr weist Zwei und noch ist Peter nicht zurück. Wo mag er sein? O daß ich's wüßte, ich würde ihn den Elenden entreißen, die seine Gutherzigkeit auf so schnöde Weise mißbrauchen und ihn ausbeuten und zu ihres Gleichen machen möchten.

Endlich wird laut an die Hausthüre gepocht. Ge-

s sind sie es; ja, ich höre sie auf der Treppe: der
ie singt, der Andere zankt. In dem Sänger erkenne
alsbald den Windbeutel von Rossignol. Ich darf
ch auf das Schlimmste gefaßt halten.

Ich verstecke mich, um sie einen Augenblick nach
iße betrachten zu können. Die Thüre habe ich
b offen gelassen, damit sie ihren Jokey nicht wecken.
: treten ein; großer Gott, in welchem Zustande!
ide sind total duhn, ihre Kleider von oben bis unten
issen, Halstuch und Cravatte fehlen, Peter hat
faustdick geschwollenes Auge und Rossignol die
uren mehrerer Stockschläge im Gesicht.

Peter ist so duhn, daß er kaum auf den Beinen
en kann; er wirft sich auf den ersten besten Stuhl,
Hände vor's Auge haltend. Rossignol flucht und
t nach seinem Jokey und singt dabei.

„Sakrista! wo ist der kleine Schelm?" ruft er;
e Thüren stehen sperrweit auf, als wären wir im
rthshaus. Fort mit Dir, Schelm, wir können Dich
ht mehr brauchen! Sollte der Schelm noch in der
che bei den Töpfen herumschlecken? Holla, Fronta,
leur, Lolive, eine Bettflasche, oder ich stecke das
us in Brand!"

Bei diesen Worten ergreift Herr Rossignol einen
ien und schlägt mit aller Macht auf den Früh-
ckstisch. Länger halte ich mich nicht; schnell trete
aus der Ecke hervor.

„Wer da?" ruft Rossignol, der mich nicht erkennt.
Wer wagt es, bei Nacht in's Haus zu kommen?
r Teufel hole unsere Madame Roch! Freund,

willst Du? Wer bist Du? Sprich', daß wir uns kennen lernen."

„Sprich', wer bist Du!" wiederholt Peter, das linke Auge fortwährend zuhaltend und das rechte sperrweit aufreißend.

„Wer ich bin, Unglücklicher? Hätte der Rausch Dich nicht zum Vieh gemacht, Du würdest mich längst erkannt haben."

Peter erkennt mich an der Stimme; er erhebt sich halb vom Stuhle, starrt mich an und fällt dann in den Sessel zurück.

„Andreas, Du!" ruft er und läßt das Haupt auf die Brust sinken; er scheint plötzlich zum Bewußtsein erwacht. Rossignol aber, der sich mit dem Besen in der Hand etwas zurückziehen will, geräth in der Hitze gegen den Tisch und fällt mit ihm um.

„Andreas?" ruft er; „unmöglich! Er wollte nie wiederkommen."

„Und doch ist er wiedergekommen," donnere ich ihm zu, „um Sie zum Tempel hinauszujagen."

„Nur nicht so böse, Herr Andreas! Ich meine es gut mit Peter; ich bringe ihm einige Lebensart bei."

„Fort, Elender, der Sie meinen Bruder eben so verderbt machen möchten wie Sie sind, fort, oder ich stehe nicht für mich ein."

„Nichts für ungut, Herr Andreas; verständigen wir uns! Der Korporal hat ihm das Auge geblaut, weil er mit seinem Schatze walzen wollte; aber schon morgen sollen sie wieder gute Freunde sein..."

Ehe Rossignol ausgesprochen hat, reiße ich

Besen aus der Hand und prügle ihn damit zum
mmer hinaus. Wie der Blitz fliegt das schöne Modell
Treppe hinab, klopft an die Loge der Thürhü=
in und will schlechterdings bei ihr über Nacht bleiben.
weit geht die Gefälligkeit der Madame Roch aber
t und Rossignol muß unverrichteter Dinge abziehen.
„Gute Nacht, liebe Madame Roch," ruft er ihr
„'s ist zu spät für heute; ein ander Mal will ich
nen den Achilles vormachen."

Peter sitzt noch immer wie leblos im Sessel; er
gt nicht aufzustehen, noch sich von der Stelle zu
ren. Der Arme dauert mich; sein Auge muß ihn
valtig schmerzen. Vor der Hand will ich ihn trösten
ihm später die verdienten Vorwürfe machen.

Ich suche nach frischem Wasser. Alle Gläser riechen
Liqueur; ich wasche ein Glas unten am Brun=
rein und suche dann eine Serviette, um Peter
verbinden, kann aber keine finden; so muß denn
in Taschentuch herhalten. Ich nehme Peters Kopf
die Hände und wasche seine Wunde; er läßt Alles
sich machen. Dann bricht er in Thränen aus
wirft sich mir zu Füßen.

„Steh' auf, Peter," sage ich unwillig; „schäme
ch. Wer fällt vor seines Gleichen nieder? Ge=
weige denn ein Bruder vor dem andern."

„Ach, Andreas, wie leid thut mir ..."

„Still, wir reden morgen davon; es ist drei Uhr
wie mir scheint Zeit, in's Bett zu gehen, obgleich
u gelernt hast, die Nacht zum Tage zu machen.
eh' und schlaf': Du hast Schlaf nöthig."

Er gehorcht und geht in seine Kammer, währe
ich genöthigt bin, in einem Sessel zu übernacht
denn es eckelt mir vor dem Bette, in welchem H
Rossignol geschlafen. Trotzdem schlafe ich friedli
mein Gewissen ist rein und Nanette hat die Seufze
die Adolphinens Andenken mir entlockte, zum Schw
gen gebracht.

Am folgenden Morgen ist es meine erste Sorg
den Jokey zu verabscheiden und eine gewandte Hau
hälterin anzunehmen, die in das furchtbare Cha
einige Ordnung bringt. Ich öffne meinen Sekretär
Alles ist leer, und doch enthielt er zweitausend Franken
als ich fortging. Auch das Silberzeug ist gänzlich
verschwunden, so wie drei große Gemälde von Herrn
Dermilly's Hand, die ich als Andenken an ihn sorg
fältig aufheben wollte. Peter schläft noch; ich wi
wissen, wie es mit mir steht, ehe er aufwacht. S
gehe ich denn zu meinem Notar, mich nach den
Stand meines Vermögens zu erkundigen und na
dem Gebrauch, den Peter von dem Handschein g
macht hat, worin ich ihn mit der Verwaltung mein
Eigenthums beauftragte.

„Ihr Bruder hat vierzehntausend Franken ve
braucht seit Ihrer Abreise," sagt mir der Notar. „
holte fast täglich Geld; ihn begleitete ein Erzsp
bube, den ich gerne mit Stockschlägen fortgeja
hätte. Als ich ihm Vorstellungen machte, zeigte
mir den von Ihnen ausgestellten Handschein; geg
meine Bemerkung, daß er das Capital angreife u
dadurch die Jahreszinsen verringere, bemerkte s

führte, daß sie nothwendig Geld brauchten zu höchst
träglichen Spekulationen, welche aller Wahrschein-
keit nach ihr Vermögen vervierfachen würden. Hät-
sie kein Geld, so seien sie genöthigt, alles Mobi-
zu verkaufen."

So hat denn Peter in Zeit von sechs Monaten
einigen Tagen nicht weniger als sechszehntausend
nken verputzt, ungerechnet den Ertrag des Silber-
zes, der Pendel- und anderen Uhren, meiner Gar-
obe u. s. w. Noch kurze Zeit und das gesammte
Herrn Dermilly ererbte Gut wäre an Spitzbuben
liederliche Weibsbilder vergeudet worden.

Kurz vor meiner Rückkehr ist Peter aufgestanden.
sieht gewaltig angegriffen aus: seine früher so
ende Gesichtsfarbe ist welk und blaß, sein Gang
nnert ganz an den seiner Zech- und Schlemmbrü-
, sein Auge ist noch dick angeschwollen und spielt
alle Farben.

Er wagt es nicht, den Mund aufzuthun. Ohne
Wort zu sagen, nehme ich ihn beim Arm und
te ihn vor den einzigen Spiegel, welcher den
berischen Händen Rossignols entgangen ist.

„Betrachte Dich einmal, Peter; sieh', wie ver-
ert Du bist. Dieß schwelgerische Leben seit meiner
tfernung hat nicht bloß mein Vermögen, sondern
h Deine Gesundheit vielleicht auf immer zu Grunde
ichtet; die letzten sechs Monate haben Dich um
n Jahre älter gemacht. Und weißt Du, wie viel
in derselben Zeit durchgebracht hast? Sechszehn-

tausend Franken, sage sechszehntausend Franken! No
unlängst hättest Du mit dem Viertel dieser Sum
Dich etabliren können. Wo sind die Setzuhren
blieben?"

„Rossignol behauptete, sie seien von schlech
Geschmack; deßhalb wolle er sie gegen bessere
tauschen."

„So war das Silberzeug auch von schlechtem
schmack?"

„Er sagt, er habe es einer Dame geliehen,
damit nach Amerika durchgegangen ist."

„Und meine Wäsche? meine Kleider?"

„Sie seien nicht modisch genug."

„Und die drei Gemälde meines Wohlthät

„Die gehörten ihm, sagte er, weil er dara
gemalt sei; er wolle sie seiner Familie schicken."

„Peter, wie konntest Du mit einem solchen Ni
würdigen umgehen? mit einem Menschen, den
als Dieb kanntest? Und nicht zufrieden damit,
tierst Du ihn bei Dir ein und gibst Dich blin
in seine Hände, nimmst seine Unsitten, seine
seine verderbten Gewohnheiten an und treibst
mit ihm und seinen Helfershelfern in gemeinen
ken und Kneipen herum, statt die Freunde zu be
die es wahrhaft gut mit Dir meinen und den
Dich so dringend empfohlen habe. Kein Wunder
auf solche Tage solche Nächte folgen und da
Dein Werk mit Prügelei beschließest, die Dich b
um Dein Auge gebracht hätte! Peter, Peter,
oll ich davon denken und sagen? Bist Du d

Paris gekommen? Ist das der Dank für die
n unsers guten Vaters?“
ter ist wie vernichtet. Ohne ein Wort zu er-
rn, schleicht er sich fort. Was fange ich mit ihm
hat dieß Leben den guten Kern in ihm vollständig
t, oder ist es noch Zeit zur Umkehr für ihn?
ich ihn hier, oder schicke ich ihn nach Savoyen
? Was wird die gute Mutter sagen, wenn er,
sund an Leib und Seele ausgezogen, an Leib
Seele krank oder gar verderbt zurückkehrt?
bin noch unschlüssig, doch scheint mir das Beste,
ine recht derbe Lektion zu geben und ihn so
als möglich in eine andere, minder behagliche
u versetzen.

ährend ich so nachdenke, öffnet sich plötzlich die
. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich Peter,
opf bis zu Fuß verändert, vor mir sehe: er hat
seine ärmliche Savoyardentracht an und das
isen auf dem Buckel.

ndreas,“ sagt er mit bewegter Stimme, „seit
ich in die schönen Kleider steckest, habe ich nichts
ummheiten begangen. Wer weiß, wohin ich
, wenn dieß träge, schwelgerische Leben fort-
. Ich will zu meinem Handwerk zurück; ich habe
hrlich und redlich dabei genährt und mich wohler
als jetzt. Laß' mich erst wieder den Kamin
und Du sollst keine Ursache mehr haben, Dich
Bruders zu schämen.“

rührt fallen wir uns in die Arme und wein
ts. Schon will ich ihn einladen, bei mir

bleiben; doch nein, ich fühle, daß Peter nirge schneller und gründlicher gesunden kann als in G sellschaft der Leute, die im Schweiß ihres Antli ihr Brod auf redliche Weise verdienen. Nach se monatlichem Umgang mit einem Rossignol wird d mühsame Handwerk, das er gelernt hat, ihm une lich wohl thun.

„Peter," sage ich nach einer Pause zu ihm, „di Dein Entschluß beweist mir, Gottlob, daß Dein nicht gelitten hat, sondern nur Dein Kopf. Ni Dein Handwerk von Neuem auf, ich habe nichts d gegen, und mache nur, daß ich Dich einst unse guten Mutter als würdiger Sohn vorstellen darf."

Peter umarmt mich nochmals und entfernt sic mit dem Eisen auf dem Rücken. Beim Hinausgehe singt er dasselbe Liedchen, das er an jenem Ta sang, als wir in dem dunkeln Gange des Hau gegenüber dem gräflichen Hotel so unerwartet sammentrafen.

Jetzt geschwind zu Nanette; bei ihr verschme ich am leichtesten meine Verluste.

Sie erwartet mich mit Ungeduld, ja mit Unru denn sie fürchtet, ich habe dem Verlangen nicht derstehen können, das altgewohnte Haus mir an sehen, vielleicht gar mit Adolphine zusammenzuko men. Sie läßt es gar nicht laut werden, aber lese es in ihren Augen, deren Sprache ich jetzt gleich besser verstehe als je zuvor. Aber nein, g Nanette, Du hast jetzt nichts mehr zu fürchten; habe nur Einen Gedanken: Dich glücklich zu mache

zu lohnen für die reine, uneigennützige Liebe, ich trotz unzähliger Beweise so spät erst schätzen rnt habe. Ich sage ihr das nicht, aber sie muß gut in meinen Augen lesen können wie ich in den gen, denn ein einziger Blick von mir tröstet und ıhigt sie.

Ich erzähle meinen Freunden, wie Peter in meiner vesenheit gehaust hat. Sie wollen es kaum glauben, so gute Meinung haben sie von Peters Herzen; in das Ende söhnt sie wieder mit ihm aus.

„Du hast recht gehandelt, Andreas,“ sagt Bern-; „laß ihn nur bei seinem Handwerk, das ihn ich nähren kann; er wird von dem ausschweifen-Leben zurückkommen.“

„Armer Peter!“ ruft Nanette. „Aber warum ckst Du ihn nicht nach Savoyen zurück?“

„In Kurzem hoffe ich mit ihm zurückzukehren,“ worte ich, Nanette ansehend, die purpurroth d.

„So willst Du schon wieder fort, Andreas?“

„Ja, um nie wieder nach Paris zu kommen.“

Nanette seufzt. Ich sage nicht mehr, aber ich e schon meine Pläne gemacht. Ehe wir in die imath zurückkehren, will ich mich in meiner Kunst vorgethan und Peter von den lasterhaften Ver-igen, die er sich in Rossignols Gesellschaft ange-net, so viel bei mir steht, gebessert haben: dann sen wir ab, Peter und ich, doch nicht allein, son-n in Gesellschaft einer lieben Gefährtin, die mei-Lebensweg mir verschönern soll. Mit dem

Vermögen, das mir noch übrig bleibt, kann ich
hübsches Gut kaufen, die ländliche Einsamkeit
allen Reizen ausstatten, mich meiner Liebe zur K
nach Muße hingeben und das eheliche Glück in
lem Maße kosten. Ich brauche kaum zu sagen,
ich unter der Lebensgefährtin keine andere als N
nette meine.

Von dem Allem weiß sie Nichts; nicht ein
meine Liebe habe ich ihr förmlich gestanden
eben so wenig sie mir die Gefühle ihres Herz
Aber braucht man sich das zu sagen? Wir verst
uns ohne das. Obgleich ich angestrengt arbei
sehe ich Nanette täglich: jeden freien Augenbli
bringe ich bei ihr zu.

Oft sind wir allein, oft sitzen wir stundenlang
bei einander. Während sie arbeitet, kann ich mi
nicht satt sehen an der Anmuth, die über ihre ga
Erscheinung und ihr ganzes Wesen ausgegossen
Ich wundere mich nur, daß ich solche Reize
lange habe übersehen können. Aber daran war
meine Liebe zu einer Andern Schuld, eine Liebe,
mich unglücklich machte, während es Nanette a
behalten bleibt, mich durch die Liebe zu beglücke

Je länger, je glücklicher scheint Nanette.
Unruhe weicht immer mehr; denn mein Blick
mit jedem Tage sorgenfreier, heller. Nie entschl
mir ein Wort über die Bewohner des Hotels,
gehe ich an dem Hause vorüber, und in Paris k
es eine Ewigkeit dauern, bis man sich zufällig
der Straße begegnet. Nichts freut Nanetten me

ls daß sie mich täglich sieht. Auch Peter ist wieder anz der Alte geworden: mit seinem Schabeisen hat die alte Lust zur Arbeit und die alte Heiterkeit ieder bekommen. Unterdeß mache ich tüchtige Fort-ritte in meiner Kunst und nähere mich mit jedem age mehr und mehr dem Ziele meiner Wünsche.

Es sind jetzt zehn Monate seit meiner Rückkehr ch Paris mit Nanette vergangen. Wie schnell ist r die Zeit enteilt! Noch zwei Monate und ich rf hoffentlich an die Heimreise denken. Aber das hicksal hat es anders beschlossen!

Eines Tages will ich zu Bernhard, als ich plötz-h von einer jungen Frau angehalten werde, die ch hocherfreut bei Namen ruft; ich sehe auf und enne — Lucilie. Mit einem Male fühle ich mich eine ganze Welt achtjähriger Erinnerungen, die m Entschlafen nahe waren, zurückversetzt. Schon ll ich forteilen, doch sie hält mich fest.

„Wie freut es mich, daß ich Sie treffe, Herr ndreas!“ ruft sie; „ich habe Sie so lange nicht sehen. Aber wie stark Sie geworden sind, und e finden Sie mich? verändert?“

„Noch immer die Alte.“

„Danke Ihnen für das Compliment; aber ich eiß, ich bin etwas magerer geworden: aus Mit-fühl für Andere. Ich habe ein so empfänglich erz und das greift die Gesundheit an.“

„Adieu, Lucilie, ich freue mich gleichfalls, Sie esehen zu haben... ich muß weiter, ich kann mich cht länger aufhalten.“

„Mein Gott, so eilig! Eben spricht man s
wieder nach so langer Zeit und gleich laufen S
davon; ich habe Ihnen so viel zu erzählen."

„Ich darf nicht hören, Lucilie: gewisse Person
will ich vergessen. Empfehlen Sie mich der Fr
Gräfin bestens: das ist Alles, um was ich bitte."

„Mein Gott, wer scheidet so von einander? I
hoffe, Herr Andreas, Sie sind jetzt von Ihrer Lie
geheilt, daher schweige ich davon... es war ei
Schulliebelei, wie Jeder sie gehabt hat; so was ve
geht mit der Zeit. Ich z. B. war schon in mein
zwölften Jahre bis über die Ohren verliebt in mei
nen Cousin, den ich mein Männchen nannte, und
ich glaubte, die Liebe würde ewig dauern; aber
was ist das Ende vom Lied? Ich finde das Männ
chen jetzt ganz abscheulich."

„Adieu, Lucilie! man wartet auf mich."

„Also nicht ein Viertelstündchen wollen Sie m
schenken ... einer alten Freundin, die Sie noch eb
so gern hat wie früher? Wer weiß, wenn wir un
wieder treffen! Wohne ich doch über eine Mei
von Ihnen."

„Wie, Lucilie, Sie sind nicht mehr bei der Fr
Gräfin?"

„Gewiß bin ich's noch."

„Wohnt sie denn nicht mehr in ihrem Hotel?"

„In ihrem Hotel? So wissen Sie nicht..."

„Ich weiß von Nichts, Lucilie; Sie erschreck
mich. Reden Sie!"

„Mein Gott, Sie wissen nicht, wie es uns ergangen?"

„Auf Ehre, ich weiß keine Sylbe. Geschwind, rzählen Sie!“

„Wo soll ich anfangen und wo aufhören? Ein chlag nach dem andern hat uns getroffen. Aber geht's, wenn die Mütter vergessen, daß sie jung wesen sind und ihren Töchtern Männer geben, die nicht mögen.“

„Reden Sie, Lucilie, reden Sie!“

„Die Heirath Fräulein Adolphinens mit ihrem usin wissen Sie. O, wie viele Thränen hat die me Kleine geweint, ganz im Stillen, denn sie ollte ihre Mutter nicht betrüben. Adolphine liebte ie, das weiß ich, aber sie ließ es sich nicht mer-n: die jungen Fräulein behalten so was immer sich; auch hat die Frau Gräfin ihr oft vorge-watzt, daß Sie niemals ihr Gemahl werden nnten: so gab sie denn nach. O, wie viel besser tte man gethan, sie Ihnen zur Frau zu geben; ie hätten sie gewiß glücklich gemacht.“

„Weiter, Lucilie, weiter!“

„Also: ungefähr acht Tage nach der Hochzeit ner Tochter stirbt der Herr Graf an Unver ulichkeit: daran lag nicht viel; aber wäre er r gestorben, so hätte vielleicht die Hochzeit gar ht stattgefunden, denn er namentlich wollte sie. ne Zeit lang hielt es der Marquis bei seiner ngen Frau ruhig aus, aber schon kaum nach erlauf von zwei Monaten ward er ganz an-rs: er ging Morgens in aller Frühe aus, kam t spät heim, oft gar nicht; kurz, er ließ s

Frau Frau sein und trieb sich außerhalb des Hauses herum. Die junge Marquisin trug ihr Unglück standhaft und blieb immer bei ihrer Mutter. Als diese dem Marquis allerhand friedliche Vorstellungen machte, ward es noch viel ärger. Er sagte, er sei Herr im Hause und könne thun, was er wollte, das werde er ihnen zeigen. Und er hat Wort gehalten! Denken Sie sich die Verzweiflung meiner guten Herrin, als sie hört, daß ihr Schwiegersohn ein Spieler von Profession sei und sich außerdem noch hundert andern Ausschweifungen überlasse. Es war dem jungen Marquis leicht geworden, seinen Schwiegervater, der sich nur um seine Hunde und seine Küche kümmerte, über seine Vermögensumstände zu täuschen... kurz und gut, es kam bald heraus, daß der Marquis bei seiner Verheirathung schon bis über die Ohren in Schulden steckte und seine Gläubiger nur deßhalb Geduld hatten mit ihm, weil sie hofften, die Mitgift der jungen Gräfin werde ihn in den Stand setzen, seine Schulden wenigstens theilweise abzutragen. Aber solch ein Geldverschwender wie der Marquis hätte das Vermögen eines Nabob in Kurzem durchgebracht! Leider verstehen die Gräfin und ihre Tochter von Geldgeschäften Nichts. Das Ende vom Liede war, daß die Gläubiger des jungen Marquis das Hotel und sämmtliches Zugehör vor ungefähr zwei Monaten in Beschlag nahmen. Das Hotel und das gesammte Mobiliar wurden an den Meistbietenden verkauft. Die Damen haben Mühe genug gehabt, die we-

vollsten Sachen zu retten. Herr Champagne bot mir seine Hand an, aber ich schlug sie, ohne mich lange zu besinnen, aus. Pfui, einen solchen Menschen, einen Dieb und Betrüger zu heirathen! Denn ich bin für mich überzeugt, er steckt mit den Gläubigern des Marquis unter einer Decke. Wider den Willen der Gräfin, die mich schlechterdings aus ihrem Dienste entlassen wollte, bin ich ihr in ihre bescheidene Wohnung im Faubourg Saint-Germain gefolgt: da müssen sich die Damen mit dem Nöthigsten begnügen und ruhig warten, bis der Marquis, der seit der Beschlagnahme des Hotels sich aus dem Staube gemacht hat, seiner jungen Frau Nachrichten gibt."

Vergebens suche ich die Wirkung dieser Nachricht auf mich zu schildern. Wär's möglich? Meine Wohlthäterin, eben noch im Schooße des Glückes und Reichthums, plötzlich aller Annehmlichkeiten beraubt, welche den höheren Klassen eben so nothwendig geworden sind wie das liebe Brod? Und ihre Tochter, Fräulein Adolphine... ich kann es nicht über's Herz bringen, sie Frau zu nennen — Fräulein Adolphine unglücklich, elend, von ihrem Gemahl verlassen, an der Mutterbrust ihren Kummer ausweinend? Mein Gott, wer hätte das gedacht!

Lucilie drückt mir die Hand und will sich entfernen. Jetzt ist die Reihe an mir, sie zurückzuhalten.

„Lucilie, ich wünsche Sie wiederzusehen."

„Ich bleibe den ganzen Tag bei meiner Herrschaft; aber Ihnen, Herr Andreas, kann ich unmöglich was abschlagen."

„Es handelt sich nicht um mich, Lucilie. Ich möchte... ich weiß selbst nicht was... aber so können sie nicht bleiben; es muß was geschehen.“

„O, Andreas, Ihre Bewegtheit zeugt von Ihrem guten Herzen; sie macht Ihnen Ehre. Ich hätte vielleicht schweigen sollen von dem Allem; aber Sie wissen, ich kann Nichts für mich behalten.“

„Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammenführte, Lucilie! Wenn ich's nur eher gewußt hätte. Aber ich muß, ja, Lucilie, ich muß Sie wiedersehen, und recht bald; ich muß mit Ihnen sprechen.“

„Vielleicht möchten Sie die Damen besuchen? Hier ist ihre Adresse. Wie werden sie sich freuen! Sie sprechen nicht von Ihnen, aber denken um so mehr an Sie.“

„Sie irren sich, Lucilie.“

„Nein, Herr Andreas, ich irre mich nicht.“

„Ich darf sie nicht sehen, Lucilie. Aber Sie möchte ich sehen, sprechen: ich erwarte Sie übermorgen, hören Sie, übermorgen; vergessen Sie's ja nicht!“

„Ich vergesse nie ein Rendezvous, Herr Andreas.“

„Adieu, Lucilie! Und sagen Sie ja nicht, daß Sie mir begegnet sind.“

„Verlassen Sie sich darauf. Adieu!“

Es dauert lange, lange, ehe ich mich einigermaßen von meinem Schrecken erhole. Mein Entschluß ist schnell gefaßt; ich habe keine andere Wahl. Nanette wartet. Soll ich ihr sagen, was ich

zu thun gedenke? Ja, Nanette kann es nur billigen; auch darf ich ihr Nichts verheimlichen.

Nanette ist allein im Zimmer. Auf den ersten Blick merkt sie, daß ich was auf dem Herzen habe.

„Was fehlt Dir, Andreas?“ fragt sie, auf mich zulaufend.

„Nichts, Nanette, nichts!“

„Andreas, Du hast ein Geheimniß vor mir: ich sehe Dir's an den Augen an. Gewiß bist Du Jemanden begegnet.“

„Ja, Nanette, ich bin Lucilie begegnet.“

„Und daher Deine Bewegung? Hat sie Dir erzählt von... einer, die Du noch liebst?“

„Höre mich, Nanette. Lucilie hat mir erzählt, daß meine Wohlthäterin und ihre Tochter durch das lasterhafte Leben des jungen Marquis um ihr ganzes Vermögen gebracht sind; daß Beide das schöne Hotel mit einer kleinen Wohnung im vierten Stockwerk vertauscht haben; daß sie Nichts mehr ihr eigen nennen, als ihre Juwelen, ihren Schmuck.“

„Großer Gott!“

„Nanette, was ich habe, habe ich von Herrn Dermilly, der nicht nur mein Wohlthäter, sondern auch der vertrauteste Freund der Gräfin war. Glaubst Du nicht, daß wenn Herr Dermilly noch lebte, er alles Seine hingeben würde, um seiner geliebten Caroline in ihrer Bedrängniß zu helfen?“

„Gewiß, gewiß!“

„Was er nicht mehr thun kann, das muß ich thun. Wohlan, ich bin entschlossen, ihr mein

Vermögen zu geben: sie hat gerechte Ansprüche darauf, denn sie ist mir eine großmüthige Wohlthäterin gewesen. Ueberdieß bin ich im Stande, von dem Ertrage meiner Kunst zu leben, was bei ihr nicht der Fall ist. Meine einzige Betrübniß ist, daß ich meiner künftigen Lebensgefährtin dann Nichts weiter anzubieten habe als meine Hand. Willst Du mich heirathen, Nanette, auch wenn ich arm bin?"

„Was sagt er? Er will mich heirathen?... Also ich wäre es, Andreas? Also liebst Du mich?"

„Ob ich Dich liebe, Nanette! Du hättest es lange merken können."

„Ich glaubte, Du liebtest mich bloß als Deine Schwester!"

„Viel mehr, Nanette! Ich liebe Dich als mein künftiges Weib, ich liebe Dich wie Nichts auf der Welt; ich kann hinfort nicht ohne Dich leben, Nanette!"

„O Du Böser! Und Du sagtest Nichts davon! Aber auch ich sagte Dir Nichts, und doch hat mein Herz nur für Dich geschlagen."

Ich nehme Nanette in meine Arme und drücke sie zärtlich an mein Herz. Sie weint, aber dießmal im Uebermaß ihrer Freude, und ich lasse sie ruhig fortweinen.

„Nun, Nanette, und meine Wohlthäterin?" frage ich nach einer langen Pause stummen Glückes.

„Soll Alles haben, was Dir gehört, mein Freund. Verkaufe Alles, Alles: je ärmer Du wirst, so näher kommst Du mir. Was brauchst Du

ermögen? Du hast Talent genug: Deine und
eine Arbeiten nähren uns hinreichend. O, wie
ücklich wollen wir sein! Ja, Andreas, Du hast
cht: es wäre schnöder Undank, wolltest Du sie in
n Tagen des Unglücks im Stiche lassen. Geschwind,
ndreas, und thue Alles von Dir; Du siehst, wie
andelbar der Reichthum ist und wie gefährlich: er
tte beinahe den armen Peter von Grund aus ver-
rbt und Dich von mir entfernt. Wie will ich Dich
ben, wenn Du erst arm bist wie ich!"

Ich umarme Nanette nochmals und will dann
n ihr scheiden, als Vater Bernhard in's Zimmer
itt. Halb lachend und halb weinend eilt sie auf
n zu und wirft sich in seine Arme. Der gute
asserträger sieht sie verwundert an.

„Vater," ruft sie, „er liebt mich, mich und
ine Andere, ich soll seine Frau werden, er will
ich heirathen! Nicht wahr, Papachen, Du hast
ichts dagegen, Nichts? Sprich Väterchen, sage ja!"

„Was Teufel fehlt Dir, Mädchen? Wer will
ich heirathen?"

„Andreas, Väterchen. Wen könnte ich sonst hei-
then?"

„Ja, Vater Bernhard," sage ich, „ich werbe
emit um Nanettens Hand. Ich gelobe Ihnen, sie
eit meines Lebens zu lieben, sie auf den Händen
tragen. Aber ich muß Ihnen zugleich sagen, daß
h nicht mehr reich bin, daß das von Herrn Der-
illy ererbte Vermögen in andere Hände übergega-
en ist."

Hierauf erzähle ich dem guten Auvergnat di Unglücksfälle der gräflichen Familie, so wie das, w ich zu ihrer Hülfe zu thun gedenke. Statt zu an worten, nimmt er schweigend Nanettens Hand, le sie in die meine und drückt mich zärtlich an's He Braver Mann, welches Beispiel bist Du für unzä lige Väter!

Als ich zum Notar will, faßt mich Nanette unr hig, fast ängstlich an.

„Was fehlt Dir, Nanette?" frage ich.

„Du gehst zum Notar?"

„Ja, Nanette."

„Und dann? zur Frau Gräfin, nicht wahr?"

„Nein, Nanette. Was ich thue, thue ich durc Lucilie. Von mir würde die Frau Gräfin nicht annehmen. Sie ist zu stolz dazu."

„Gottlob! also Du gehst nicht zur Frau Gräfin

„Nein, Nanette, nein!"

Gleich ist ihre Unruhe und Angst verschwunde Ich lese in Deinem Herzen, gutes Mädchen: Du für test, Adolphinens Anblick würde die kaum vernar Wunde wieder aufreißen. Fürchte Nichts, Nane die Liebe, welche in einer andern Liebe ihr Gr gefunden, ersteht nie wieder zu verjüngtem Dasei

Ich eile zum Notar und thue ihm zu wissen, d ich innerhalb vierundzwanzig Seunden mein gesam tes Eigenthum verwerthen will, sollte ich auch b dem Verkaufe einbüßen. Wer schnell hilft, der h doppelt. Mein Notar sieht mich ganz verdutzt a wiß denkt er bei sich, der versteht das Wirthsch

noch besser als Peler und Rossignol. Er will
vendungen machen.

Ich wünsche nicht Ihren Rath, mein Herr,"
orte ich ihm, „ich wünsche Geld."

nzwischen sehe ich mich nach einer bescheideneren
nung um. Ein Zimmer zum Schlafen und ein
res zum Arbeiten, mehr will und brauche ich
, bis ich die Gemälde angefertigt habe, deren
s die Kosten der Aussteuer, Hochzeit und Rück-
nach Savoyen bestreiten soll. Der Gedanke
n wird mich befeuern bei der Arbeit und mein
ttalent zeitigen.

Bald habe ich ein passendes Logis in der Nähe
Vater Bernhard gefunden. Dann kehre ich nach
zurück, verkaufe alles überflüssige Mobiliar,
bschiede Madame Roch und zahle ihr den Lohn
das verflossene Quartal und das nächste oben-
.

Hierüber vergeht der Tag. Ehe ich am andern
gen zum Notar gehe — bei den Herren Rechts-
igen kommt man lieber etwas später als frü-
— begebe ich mich zu Nanette, der ich nicht früh
g kommen kann.

Wie freut sie sich, als sie hört, daß ich in ihre
e ziehe! Seit gestern, seit der Gewißheit ihres
ckes, ist sie wie neu geboren. Augen, Stimme,
geringste ihrer Bewegungen, Alles an ihr athmet
Liebe, den höchsten und schönsten Reiz ihres Da-
s.

Endlich schlägt die mit dem Notar verabr… Stunde. Er legt mir tausend und aber tausend … piere zur Unterschrift vor. Ich unterzeichne … was er verlangt, obgleich er mich bei jedem … stück auffordert, wohl zu überlegen, was ich … Endlich händigt er mir ein Portefeuille mit fün… achtzigtausend Franken ein. Das ist Alles, was … nach Peters ökonomischem Haushalte von der … schaft Herrn Dermilly's noch übrig bleibt. Ich … das Portefeuille mit derselben Freude ein, als … ich einen goldenen Einkauf gemacht. Der bedä… Geschäftsmann muß mich für einen Narren oder … einen Bruder Liederlich halten; aber was liegt … an der Meinung dieses Herrn! Mein Gewissen … rein, und das ist die Hauptsache.

Eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit fi… sich Lucilie bei mir ein.

„Was gibt es Neues bei der Frau Gräfin?" … ich ihr zu.

„Nichts. Der Marquis läßt noch immer … von sich hören. Meine junge Herrin, um ihre … ter besorgt, hat mich beauftragt, ihr Arbeit zu fu… Madame that dasselbe. Wüßten Sie nur, Herr … dreas, wie mir das zu Herzen geht!"

„Trösten Sie sich, Lucilie: dieß Portefeuille … hoffentlich auf lange ihrer Noth abhelfen. … schwören Sie mir, daß Sie genau thun wollen, … ich Ihnen sage."

„Ja, ich schwöre es. Sie wissen, daß ich … gethan habe, was Sie wollten."

„Sie geben also dieß Portefeuille der Frau Gräfin
d sagen ihr, daß es von einem Unbekannten
racht wurde, der seinen Namen nicht genannt
e."

„Und weiter?"

„Weiter nichts."

„Und ich soll Nichts von Ihnen sagen?"

„Kein Wort, hüten Sie sich!"

„O ich errathe Sie, guter Andreas. Gewiß ist
ld in dem Portefeuille, viel Geld vielleicht, denn
e sind zu Allem fähig, um meiner Herrin zu
fen."

„Nein, Lucilie! Mir bleibt noch mehr als genug
rig."

„Und ich soll Nichts von Ihnen sagen?"

„Keine Sylbe! Wenn Sie mein Geheimniß ver-
then, spreche ich nie mehr ein Wort mit Ihnen.
erken Sie sich's."

„Ich gehorche, Herr Andreas. O, wäre doch
äulein Adolphine Ihre Frau geworden, wie glück-
h könnte sie jetzt sein! Jeden Morgen kömmt sie
it verweinten Augen in's Zimmer. Ihrer Mutter
gt sie, das sei ein Augenleiden, aber ich, ich weiß
e Ursache."

„Lucilie, sorgen Sie bestens für die beiden Da-
en und geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachrichten
ber die Frau Gräfin. Hier ist meine Adresse. Jetzt
dieu! Eilen Sie und bringen Sie es gleich den
Damen."

„Erst einen Kuß zum Abschied, Herr Andreas!"

Ich küsse Lucilie, dann entfernt sie sich mit de[m] Portefeuille. Ich fühle mich glücklicher und zufri[e]dener als je zuvor. In geradem Gegensatz gegen [das] Viele gewann ich um so mehr an Heiterkeit, als [ich] an Schätzen einbüßte.

---

## Sechstes Kapitel.

Zurüstungen zur Hochzeit. — Letzter Streich Rossignols.

Ich wohne jetzt in meinem kleinen Logis ungleich zufriedener als in der alten, größeren und schöneren Wohnung. Der Gedanke, dem Mangel meiner Wohlthäterin abgeholfen zu haben, verwandelt die mi[r] freiwillig auferlegten Entbehrungen in Genüsse f[ür] mich.

Mit verdoppeltem Eifer arbeite ich an den ang[e]fangenen beiden Gemälden. Der Erlös aus de[n]selben soll die Kosten der Hochzeit und der Mitg[ift] bestreiten. Letztere wird zwar nicht sehr glänz[end] ausfallen, aber was schadet das? Nanette wün[scht] sich keine Diamanten, Cashemirshawls und Spitz[en]. Mir gefällt sie besser ohne dieselben, als mit ihn[en].

Es dauert nicht lange, so kommt Lucilie wied[er]. Als sie mich sieht, fällt sie mir weinend um den H[als] und ergießt sich in Lobsprüche, die mir gewaltig üb[er]trieben scheinen, weil das Opfer mich wenig Ueb[er]windung gekostet hat. Die Frau Gräfin, so erzä[hlt]

, habe alles Mögliche versucht, ihr das Geheimniß entlocken, während sie standhaft behauptet hätte, n Geber nicht zu kennen. Die Damen vermuthen, s Geld komme vom Marquis. Um so besser! das uß Adolphine mit ihrem Gemahl aussöhnen. Es gar traurig, die nicht achten zu dürfen, dessen amen man trägt! Inzwischen ist Fräulein Adol-ine, wie Lucilie versichert, noch eben so traurig wie vor. Wenigstens leiden sie jetzt keinen Mangel d brauchen nicht mehr daran zu denken, um des eldes wegen zu arbeiten. Beim Abschied muß cilie nochmals schwören, ihr und mein Geheimniß r sich zu behalten, obgleich es sie ärgert, daß die amen den Marquis in so gutem Verdacht haben.

Auch Peter ist mit dem von mir gethanen Schritte frieden. Er versichert, daß er jetzt lieber arbeite ls je, und daß er den mir verursachten Schaden setzen wolle. Seitdem er wieder zum Schabeisen egriffen hat, ist seine alte Heiterkeit, so wie auch in blühendes Aussehen zurückgekehrt. Nur auf dem nken Auge trägt er noch die Spuren jener nächt-chen Prügelei. So oft sie ihn in die Kneipen nehmen ollen, zeigt er auf sein Auge und betheuert, daß r aus einem Weintrinker ein Wassertrinker gewor-en sei.

Allabendlich bin ich bei Nanetten und schmiede nit ihr allerhand Pläne für die Zukunft. Mit jedem Tage entdecke ich an dem Mädchen neue Tugenden. Keine Spur von Ehrgeiz oder Eitelkeit! Ihr einziger und höchster Wunsch ist, mit mir zu leben u

Bayerische

sterben. Vater Bernhard altert bedeutend und hat sich von seinen Geschäften zurückgezogen. Wir nehmen ihn mit nach Savoyen; dort soll es ihm wohl gefallen bei meiner guten Mutter in ihrem hübschen Häuschen. Wie freue ich mich auf die schönen Zeiten. Die Hoffnung des Glückes ist schon das Glück selbst; oft ist die Vorfreude mehr werth als die Freude selbst. Jeden Abend fragt Nanette, ob ich bald fertig sei mit meinen Gemälden.

Endlich, nach sechs Wochen, lege ich die letzte Hand daran. Wenn ich nur erst einen Käufer gefunden hätte! Früher war mir das ein Leichtes: so lange ich dem Glücke im Schooße saß, suchte man eine Ehre darin, mir Aufträge geben zu können; jetzt ist das anders, weil ich die Dummheit begangen habe, merken zu lassen, daß ich nicht mehr reich bin und daher um des Broderwerbes wegen malen muß. Ich hätte die Leute ruhig bei ihrem frühern Glauben lassen sollen, daß ich nur aus Lust und Liebe zum Fache arbeite. Ich wette, ich hätte längst schon Liebhaber gefunden. Aber erst der Schaden macht uns klug!

Oft legt sich meine Stirne unwillkürlich in Runzeln. Sobald Nanette das sieht, ist sie gleich mit ihrem Trost bei der Hand.

„Warum so bekümmert?“ spricht sie. „Was brauchen wir Geld, Freund? Wir gehen zu Deiner Mutter; Du malst und ich nähe und stricke oder arbeite sonst was. Wer mit so Wenigem zufrieden ist, der muß glücklich werden!“

„Ja, liebes Mädchen, ich fühle das mit Dir; aber ich so auf gut Glück heirathen, ohne sicheres Brod d ohne Dir das Nöthigste reichen zu können: nein! s geht nicht und doch verlangt mich von ganzer eele nach der Heirath mit Dir.“

„Wann macht Ihr denn endlich Anstalten zur chzeit?“ fragt Vater Bernhard täglich.

„Sobald es dem Herrn beliebt,“ antwortet Natte mit einem Blick auf mich, der mich in's Herz fft.

„Hoffentlich recht bald!“ stottere ich verlegen. ch muß erst fertig sein mit . . .“

„So mach' schnell,“ entgegnet Vater Bernhard; h werde alt, Kinder, und ich möchte gerne auf rer Hochzeit noch einmal tanzen.“

Eines Tages sitze ich mißmuthig auf meinem mmer und denke, wie ich meine Gemälde an den ann bringe, als plötzlich die Thüre sich öffnet und eter hereintritt, wie mir scheint, äußerst verlegen.

„Was willst Du?“ frage ich ihn, der stumm vor ir stehen bleibt.

„Hast Du Deine Gemälde verkauft, Bruder?“

„Leider noch nicht.“

„Und Du heirathest nicht, weil Du kein Geld ast?“

„Ja, Peter. Ich weiß zwar, das ist kein Hinerniß für Nanetten; aber ich möchte nicht . . . kurz, Bruder, ich heirathe sie, das ist gewiß: also tröste Dich!“

„Wirst Du mir böse, Bruder . . .“

„Sprich, Peter.“

„Wann ich . . . aber ich mag's nicht sagen.“

„Nur heraus mit der Sprache.“

„So höre denn: Du weißt die dummen Strei[che] die ich mit dem Schuft von Rossignol machte. W[enn] Du jetzt die Hälfte hättest von dem durchgebrach[ten] Gelde, nicht wahr?“

„Lassen wir das, Peter, geschehen ist gesche[hen.] Nur laß' Dir jene Zeit zur Warnung dienen u[nd] hüte Dich vor solcher Gesellschaft.“

„Gewiß, Bruder; der Rossignol wollte einm[al] wieder anfangen mit mir, aber ich hab' ihm mit de[m] Stock den Weg gewiesen und die Lust zum Gespräch verging ihm augenblicklich. Seit ich von Neuem ar[-] beite, habe ich mir Etwas erspart als Schadenersatz für Dich.“

„Wie kannst Du so reden, Bruder? Mein Ver[-] mögen war auch Deines. Ueberdieß hatte ich Di[ch] zum unumschränkten Herrn desselben eingesetzt.“

„Abgesehen vom Gelde . . . aber die Mobilien . . . die Penduluhren . . . die Wäsche . . . die Kleider! . . . Seitdem hab' ich eine Kleinigkeit zusammen gespar[t,] nimm sie von mir an: es sind achtzig Franken [in] diesem Sack; sie gehören Dir, Andreas. Heirat[e] damit, wenn Du kannst.“

Mit den Worten hat er einen Sack aus der Tasch[e] gezogen und hält ihn mit zitternder Hand mir hi[n.] Du guter, lieber Peter! Ich drücke ihn zärtlich [an] mein Herz, weigere mich aber entschieden, das Ge[ld] anzunehmen.

„Ich bitte Dich, Andreas, nimm es an von mir, der ich muß glauben, daß Du mir noch böse bist.“

Peter dringt so lange in mich, bis ich mich endch zur Annahme bereit erkläre. Während dieses rüderlichen Zwistes öffnet sich die Thüre und herein itt ein Mann von reiferem Alter, einfach, aber nständig gekleidet.

Schon bei den ersten Worten weiß ich, was er ill, und das Herz hüpft mir im Leibe. Er hat ehört, daß ich zwei Genregemälde zum Verkauf abe und wünscht sie zu sehen. Ich führe ihn in nein Atelier und zeige sie ihm.

Der Unbekannte betrachtet sie lange; dann läßt r einige Worte fallen, woran ich merke, daß ich es nit einem geübten Kunstkenner zu thun habe. Aber nan denke sich meinen Schrecken, als er mich auf nehrere wesentliche Mängel in Composition und Ausührung aufmerksam macht, worin ich ihm Recht geben muß. O, in dem Augenblicke hätte ich diese nühsamen Werke meiner Hand zu Staub und Asche verbrennen mögen!

Aber wer schildert mein freudiges Erstaunen, als r mit den Worten schließt: „Trotz der Mängel will ich Ihre Gemälde kaufen. Ist Ihnen ein Kaufpreis von zwölfhundert Franken für Beide genehm?“

Dabei zählt er mir diese Summe auf den Tisch hin. Ich, früher im Besitz von sechstausend Livers Jahresrenten, gerathe bei dem Anblick dieser zwölfhundert Franken in solche Extase, daß ich lange keine Worte finden kann. Da sieht man, daß ein einziger,

im Schweiß des Antlitzes erworbener Thaler glücklicher macht als alle Schätze, welche die blinde Göttin uns auf den Weg streut.

„Hier ist meine Adresse: Sie werden die Gemälde mir zuschicken.“ Dann entfernt er sich; ich will ihm an die Treppe das Geleit geben, aber er leidet es nicht. Auf der Karte lese ich den Namen eines Mannes, der mir als reicher und gediegener Kunstkenner gepriesen war. Obgleich er über Millionen zu gebieten hat, ist er einfach zu Fuß gekommen. Zugleich hat er mir einige bedeutsame Winke gegeben mit jener Höflichkeit, welche die strengste Kritik zu versüßen weiß. Es ist überaus wohlthuend, die Gaben des Glückes mitunter an den rechten Mann gebracht zu sehen!

Kaum ist der Herr fort, so geben wir uns die Hand und tanzen um den Tisch mit den zwölfhundert Franken so ausgelassen herum wie Kinder.

„Jetzt hoffe ich, schiebst Du Dein Säckchen in die Tasche,“ sage ich zu Peter.

„Mit nichten, Andreas; es gehört Dir.“

„Peter, Du sollst es Dir aufheben.“

„Was soll ich damit machen? Die gute Mutter braucht es, Gottlob! nicht, sonst würde ich es ihr schicken.“

„Gib es mir später, wenn ich es nöthig habe.“

„Es sei!“

„Und glaubst Du, ich wolle Dich hier auf der Straße herumlaufen lassen? Gleich nach der Hoch- reisen wir ab, Du mit uns. Das Haus der

utter ist groß genug für uns Alle. Jetzt, da mei-
m Talente die Bahn gebrochen ist, bleibt mir Nichts
wünschen übrig. Geschwind zu Nanette! In-
ischen bringe da beide Gemälde zum Herrn...,
nn treffen wir uns bei Bernhard."

Mit meinem Schatze in der Tasche eile ich zu
nette.

Schon von Weitem liest sie die frohe Nachricht
meinen Augen; ich schütte ihr mit triumphirender
iene die zwölfhundert Franken in den Schooß und
ge: „Siehe da die Frucht meines Talentes und
eißes. O, Nanette, wie danke ich meinen Wohl-
ltern für das Geschenk einer guten Erziehung: das
ein Gut, das uns Niemand rauben kann und
s uns niemals im Stiche läßt. Ich weiß, die
tte Mutter hätte mich auch so aufgenommen; aber
e ungleich fröhlicher kann ich jetzt vor sie hintreten.
ib Acht, mit welchem Eifer ich von heute an meine
höne Kunst pflegen will; Deine Nähe soll die herr-
chste Belohnung meiner Arbeit sein."

Vergebens schildere ich Nanettens Entzücken; auch
ater Bernhard geräth außer sich.

„Ich will Ihr Sohn sein," rufe ich und stürze in
ine Arme. „Dem Herzen nach war ich's längst...
ber bald... bald!"

„Ja, Vater, ja, wir sind am Ziele: Andreas hat
eine Gemälde verkauft."

Der gute Auvergnat sieht bald mich, bald Na-
ette an. Wir lassen ihm keine Zeit, zu antworten
enn schon haben wir die Köpfe voll von ta

Plänen; ich will die verlorene Zeit je eher je lie
einholen. Morgen, heute Abend noch möchte i
Nanette heirathen; aber es sind noch manche För
lichkeiten zu erfüllen. Zu meinem Glücke habe
mir schon lange vorher die nöthigen Papiere a
Savoyen kommen lassen; gleich morgen will ich A
les in Bewegung setzen, daß wir so bald als mögl
in den ersehnten Hafen einlaufen.

Nanette weiß nicht, wo ihr der Kopf steht; a
Augenblicke umarmt sie ihren Vater; es scheint, a
ob man immer schüchterner wird, je näher man de
Gipfel des Glückes kommt. Aber wenn ihre Kü
einem Andern gehören, so gehören ihre Blicke gew
ganz mein, und ich verstehe Alles, was sie mir sagen.
Peter nimmt von ganzem Herzen Theil an meinem
Glücke. Unsere Abreise nach Savoyen ist auf de
zweiten Tag nach unserer Hochzeit festgesetzt. S
bleibt denn Nanette die beiden ersten Tage ihr
Ehestandes in meiner kleinen Wohnung, die imm
hin groß genug ist für uns Beide.

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar!

Leider müssen wir noch zehn Tage warten,
alle Förmlichkeiten in Richtigkeit gebracht sind.
die zehn Tage werden mir eine Ewigkeit dünk
je näher man seinem Ziele kommt, um so schnell
möchte man's erreichen; aber getrost, es gibt n
allerhand Einkäufe zu machen, das wird mir die Z
verkürzen! Etwas soll Nanette zur Mitgift hab
wenn auch nur wenig: höchstens fünfhundert Fran

rf ich darauf wenden; der Rest bleibt für die Hoch-
t und die Reise. Bin ich erst bei der Mutter,
nn brauche ich Nichts; mein Pinsel wird mich und
Meinen mehr als bloß nothdürftig nähren. Lebt
's doch in Verin wohlfeiler als in Paris, und
oße Ansprüche machen wir nicht!

Heutzutage kostet das kleinste Körbchen für die
itgift schon an die fünfhundert Franken; aber ich
danke mich schönstens, ein Nachäffer der Großen
sein. Auch habe ich keine Diamanten, keine Ca-
emirshawls, keine Spitzen Nanetten anzubieten:
n flockseidenes Tuch, ein einfaches Tuch, ein seide-
s Kleid, einige Modewaaren, ein Schleier, ein
aar Ohrringe und einige Fingerringe, das ist so
emlich Alles, was Nanette von mir bekommt,
nd doch freut sich Nanette über diese Kleinigkeit,
ls wäre sie Millionen werth.

Sie kramt Stück für Stück aus, bewundert die
errlichkeiten und zeigt sie dann ihrem Vater, der
leichfalls in die Bewunderung einstimmen muß, ob-
leich er nichts davon versteht. Bei jeder neuen
Sache sieht sie mich an und drückt mir die Hand,
ls wolle sie sagen: nicht über die Geschenke freue
h mich, sondern über die Hand, die sie mir gibt.

Unter den Fingerringen befindet sich einer, wor-
uf aus meinem Haare das Wort Treue geflochten
st. Mehr als die Tücher, Kleider und andere Stoffe
usammen freut sie dieser Eine Ring: auch daran
ehe ich, wie innig sie mich liebt.

Endlich haben wir den Vorabend unseres

zeittages erreicht. Nanettens Toilette ist fertig; sie wird sich allerliebst ausnehmen: Schmuck und sie werden sich gegenseitig schmücken. Bernhard hat sich einen neuen Rock zu dem festlichen Tage machen lassen, und Peter deßgleichen. Aber ich Thor, noch habe ich nicht an die Hochzeitsgäste gedacht: Bernhard hat einige Freunde, Nanette einige junge Freundinnen, die dürfen nicht ganz leer ausgehen an diesem Festtage. Wie viel laden wir? Höchstens Zwanzig, denke ich: besser wenige, aber gute Bekannte, als viele und entfernte. Wie alle jungen Mädchen tanzt Nanette gerne; auch das Vergnügen soll sie haben. Eine einzige Violine thut dieselben Dienste wie ein ganzes Orchester. Ausgemacht! wozu brauchen wir all' den Hokus Pokus und den Firlefanz? Wie oft hat Nanette mich gebeten: „Nur keine kostspielige Hochzeit! wir können auch ohne sie glücklich sein."

Ich weiß das, liebe Nanette, aber ich weiß auch, daß Du gerne einige Bekannte und Freunde zu Zeugen Deines Glückes haben und daß Papa Bernhard allzugerne auf der Hochzeit seiner Tochter tanzen möchte. Ich gebe den Leuten recht, die sagen: eine Hochzeit ist kein Alltagsding. Feiern wir immerhin die Hauptabschnitte in unserem Leben; es sind ihrer nicht allzu viele.

Um sieben Uhr Abends bin ich mit den Einladungen fertig. So habe ich nur noch den Gastwirth mir auszusuchen; ich will weder einen allzu vornehmen, noch allzu geringen, sondern einen mittleren Schlages. Paris bietet eine hinreichend große Aus-

wahl von Gasthöfen dar; es gibt welche für alle Börsen und für alle Klassen.

„Komm' mit," sage ich zu Peter, der in seinen Hochzeitskleidern prangt, „wir wollen einen Saal suchen und das Essen bestellen."

„Also eine Hochzeit, Bruder?"

„Wir tanzen, Peter."

„Wir tanzen? Juchhe!"

„Aber schweige davon, Peter."

„Verlaß Dich auf mich! Eine Hochzeit... heisasa."

Und dabei fängt er auf der Straße zu tanzen an, so daß ich ihn zur Ordnung rufen muß. Unterwegs fällt mir ein, daß ich und Herr Dermilly einst bei einem Traiteur in der Nähe der Austerlitzbrücke recht gut zu Mittag aßen; es ist zwar etwas abgelegen und still, aber um so weniger haben wir von der Neugierde der Straßenjungen zu leiden, und das ist mir ganz recht. Wir schlagen also den Weg ein zu diesem Traiteur.

Eine Anfrage wie die meinige ist immer gut aufgenommen. Nachdem wir uns über die Preise verständigt und alles Röthige verabredet haben, führt uns der Wirth durch seinen Garten zurück, um uns die Annehmlichkeiten desselben zu zeigen.

Während wir am Fenster eines kleinen Pavillons vorübergehen, erhebt sich plötzlich darin ein gewaltiger Lärm.

„Ihr könnt mir Euern Garten nicht verbieten, Mütterchen," ruft eine Peter und mir wohlbekannte

Stimme. „Die frische Luft zaubert die Rosen auf meine Wangen zurück.

O, wie wohl ist mir im Grünen, tralala!"

„Sie mögen spazieren und singen, so viel Sie wollen; aber erst zahlen Sie Ihre Zeche und dann mögen Sie gehen."

„Welche Logik, schöne **Niobe**! Sie wollen, ich soll gehen, und doch lassen Sie mich nicht fort. Welche Confusion in Ihrem Gehirnkasten!"

„Hörst Du den Rossignol," flüstert Peter mir zu.

„Warum streitet man sich?" frage ich den Wirth.

„Der Teufel hat uns da einen Bruder Liederlich erster Klasse in's Haus geführt; er ist schon acht Tage bei uns und wir können ihn nicht los werden. Er kam eines Abends mit honigsüßer Miene und bestellte ein Nachtessen. Nachdem er bis spät in die Nacht getafelt, verlangte er ein Nachtquartier, weil er seinen Geschäftsführer hierher beschieden habe und daher auf ihn warten müsse; wider unsere Gewohnheit haben wir ihn zu Nacht behalten. Den andern Morgen hat er sich ein splendides Frühstück bringen lassen und machte noch immer keine Miene, aufzubrechen; so hat er es acht Tage lang getrieben, vorgeblich auf seinen Geschäftsführer wartend, der ihm Geld bringen soll. Er möchte, wie es scheint, das ganze Jahr so fortlogiren. . . und denken Sie sich die Unverschämtheit: er hat sich angeboten, mir allerhand Posituren vorzumachen, und mir seinen Torso, wie er sagt, an Abzahlungsstatt angetragen. Was in der Welt soll ich mit der Münze anfangen? Er

entweder bezahlen, oder fort mit ihm! Er muß
morgen das Haus geräumt haben, denn der Kerl
die liebenswürdige Unverschämtheit, mit allen
sonen Freundschaft schließen zu wollen... endlich
mir die Geduld ausgegangen, und ich habe nach
Herrn Commissär geschickt. Bis der kömmt, lasse
den Schelm von meiner Frau bewachen, denn
ern überraschte ich ihn, wie er plötzlich auf die
tenmauer sprang, um den Adonis zu machen,
er sagt. Nur Geduld, du hast im Gefängniß Zeit ge-
, den Adonis einzustudiren. Meiner Seel', er äße
ganzen Tag nichts als Kapaunen und tränke nichts
Champagner, wenn ich ihn fortmachen ließe."

„Gehen wir, Bruder," flüstert mir Peter in's
, „ich möchte nicht, daß er mich sähe." Kaum
er das gesagt, so springt das schöne Modell
Fuß hoch aus dem Fenster in den Garten herab
richtet sich vor uns als Amor auf; als er uns
nnt, stößt er einen lauten Schrei aus.

„Holde Glücksgöttin, Gönnerin aller Künstler,"
er und tanzt auf uns zu, „ich danke Dir für
Wohlthat! Grüß' Dich Gott, Castor, grüß'
Gott, Pollux. Geschwind die Rechnung, Herr
th, geschwind! Ein Künstler läßt den andern
in der Patsche stecken."

Peter erröthet vor Zorn, während ich ganz ver-
bin über die grandiose Unverschämtheit, und
Wirth bald mich, bald meinen Bruder verwun-
ansieht.

„Wie?" stottert er, „die Herren kennen die
Bruder Liederlich?"

„Bruder Liederlich!" donnert Rossignol; „ist d
mein Name, elender Katzenbratspieß?"

Darüber geräth der Traiteur in Wuth.

„Nur gemach, Freund Jugan," sagt Rossig
„Ihr kriegt Euer Geld. Aber man bleibe hübsch w
Eure Hände stinken verdammt nach Hanföl. Geschwi
Peterchen, Du wirst doch einige Thaler haben
Deinen alten Zechbruder?"

Peter verstummt vor Aerger und Schaam,
dem hat Rossignol die Frechheit, mir die Hand
reichen.

„Daß Sie mich um mein Geld geprellt haben,
sage ich, zwischen ihn und Peter tretend, „kann
vergessen, nicht aber, daß Sie meinen Bruder eben
gemein und niedrig machen wollten, wie Sie sind
und Sie wagen es, uns Freunde zu heißen? D
Wort in ihrem Munde ist die ärgste Beschimpfu
Schätzen Sie sich glücklich, wenn ich mich nicht
Herrn anschließe und Sie zur Strafe ziehe!"

„Recht so! Erst läßt man den Freund im
stecken und hält ihm dann noch eine Moralpred
Geht, Ihr Sottjes, wir brauchen Euch nicht;
kriegen wir keinen Kuß zu schlucken."

Kaum hat Rossignol ausgesprochen, so ersch
Eingangs des Gartens die Wirthin, die bei dem
zweifelten Sprunge des schönen Modells fortger
war, um die Wache zu holen, mit einem Korp
und vier Füseliren, während durch eine andere Th

r Commissär nebst Kellner eintreten. Sobald Rossignol die Soldaten erblickt, runzelt er die Stirne ıd brummt in den Bart:

„Donner und Doria, der erste antike classische orso seiner Zeit in einem Gefängniß verschimmeln? ie und nimmer!“

„Da steht der Schelm!“ sagt die Wirthin zum mmissär, auf Rossignol weisend, der bei jedem chritte sich bis zur Erde bückt, offenbar in der Abht, sein Gesicht zu verstecken.

„Sparen Sie Ihre Kratzfüße, Herr, und antorten Sie,“ sagt der Mann des Friedens, während ossignol mit den Fingern in einer alten Tabatière ühlt, die der Korporal halb geöffnet hat. „Sie ollen nicht fort von hier, mein Herr?“

„Wer sagt das? Ob ich fort will!“

„Aber Sie wollen nicht zahlen, Herr!“

„Ob ich will, Herr Commissär! Ich will sogar m Kellner ein Extratrinkgeld geben.“

„So zahlen Sie Ihre Rechnung, damit wir fertig erden.“

„Das ist eine andere Sache, Herr Commissär. as böse Können! Am Wollen liegt es gewiß nicht. Rein Geschäftsführer läßt acht Tage auf sich waren; ist das meine Schuld? Bis dahin bin ich Mo̲ell. Nichts für ungut, Herr Polizeicommissär, ber wenn Ihre Frau zufällig schwanger ist und sie inen schönen Mann ansehen will, so biet' ich hiernit meine Dienste an.“

„Korporal, nehmt ihn mit und schafft ihn heute

Abend auf die Präfektur," gebietet der Commissär, während Rossignol lustig trillert:

„Gute Nacht, liebe, liebe Liese!" u. s. w.

Rossignol geht in der Mitte, vor und hinter ihm der Korporal mit seinen Leuten.

„Ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade, Bursche, überzeugt, daß meine Unschuld an den Tag kommen muß, wie die der keuschen Susanna. Ich mache Euch die Hölle nicht heiß, Freunde."

Als sie sehen, daß der Gefangene ihnen gutwillig folgt, lassen sie ihm ziemlich freien Raum. Gleich außerhalb des Gartens bleibt er stehen, wühlt in den Taschen und ruft:

„Ich habe mein Schnupftuch liegen lassen; sie sollen es nicht geschenkt haben."

„Ich will es holen," sagt der Korporal und gebietet den Soldaten zu halten. Unwillkürlich sehen sich diese nach dem Hause des Traiteurs um; das hat Rossignol gewollt. Wie der Blitz rennt er davon und auf die Austerlitzbrücke zu. Dem Invaliden, der ihm den Sou abverlangt, gibt er einen Puff, daß er rücklings über fällt, und läuft dann weiter. Aber schon sind ihm die Kriegsknechte an den Fersen. „Hebet ihn, hebet ihn!" schallt es hinter ihm; bald hört man den Ruf am andern Ende der Brücke, und eine Menge Menschen versperrt ihm den Weg. Was soll er thun? Flügel hat er nicht, um über die Menge wegzusetzen. Er bleibt einen Augenblick stehen und sieht sich um; schon ist er von allen Seiten eingeschlossen.

„Wir haben ihn!“ ruft der Korporal.

„Noch nicht,“ antwortet Rossignol, setzt mit einem erzweifelten Sprunge über das Brückengeländer mit-en in den Fluß hinein, und trillert dabei, eben so ustig wie zuvor:

„Ich denk' halt' wie Gregorius,
Mich plaget arg der Durstius“ u. s. w.

Verwundert schauen ihm die Soldaten nach; Alles ïuft an den beiden Ufern zusammen und versucht ın zu retten; aber umsonst: der Strom packt ihn nd spült ihn fort bis nach St. Cloud.

Peter ist auf's Tiefste davon ergriffen.

„So endet oft der Mensch,“ sage ich zu ihm, der kein Gefühl für Recht, Tugend und Ehre hat!“

---

## Siebentes Kapitel.

### Leid und Lust.

Wir eilen zu Nanetten zurück; ich kann nicht län-er von ihr getrennt sein. Es ist immer so, wenn ıan sich für's ganze Leben binden will; freilich igt man, daß später ... aber nein, Nanette und ich leiben ewig dieselben; wir sind nicht von Paris.

Man hat sich tausend Dinge zu sagen am Vor-bend vor der Hochzeit. Je näher der Augenblick ommt, der über unser ganzes Leben entscheid[et], ruchtbarer werden wir an Plänen für die Zu[kunft]

Nach Savoyen richten sich unsere Augen und Herzen; dort hoffen wir unser und meiner Mutter Glück zu sichern.

In diesem unsern Planmachen stört uns Peter, der plötzlich auf Nanette zukommt und zu ihr sagt:

„Liebe Schwester, ich engagire Sie auf den ersten Contretanz.“

„Wie,“ ruft Nanette erstaunt, „so haben wir Tanz morgen?“

Also dahin ist die Ueberraschung, worauf ich mich gefreut! Hat der Peter richtig ausgeplaudert, wie ich es fürchtete. Gleich darauf geht ihm ein Licht auf über seine Unvorsichtigkeit, denn er macht ein ellenlanges Gesicht und sieht mich betrübt an.

„Wie, mein Freund,“ fragt Nanette, „Du wolltest mich überraschen mit dem Tanze?“

Ich erzähle ihr, was ich auf unsern Hochzeitstag verabredet und angeordnet habe.

„O Du guter Andreas!“ ruft Nanette und drückt zärtlich meine Hand, „das hast Du nur aus Rücksicht auf mich gethan; denn Du magst die Gesellschaft und Tänze nicht . . . o Du guter Andreas!“

„Wie?“ fällt Vater Bernhard ein, „eine Hochzeit? Tanz? . . . Juchhe, das lob' ich mir, Kinder! Ihr sollt' sehen, daß ich's im Tanzen Euch Allen zuvorthue!“

„Und ich auch,“ sagt Peter und hüpft in der Kammer herum; „meine Beine sollen keinen Augenblick Ruhe haben . . . die ganze Nacht will ich mich üben!“

Unsere Freude ist still-innig. Nanette und ich sprechen wenig; um so mehr sagen sich unsere Blicke, die schon im Vorgenuß der Seligkeit schwelgen. Natürlich haben wir an andere Dinge zu denken als an Tanz.

So vergeht der Abend. Beim Abschiede wiederholen wir uns mehrmals das Wort: „Auf Morgen!" In diesem einen Worte ist Alles enthalten: Glück, Liebe, Zukunft. Erst von Morgen an datirt unser Dasein.

Ich nehme Peter mit mir, denn er soll die Nacht bei mir schlafen. Bei der Rückkunft überreicht mir der Portier einen Brief von Luciliens Hand. Ich eröffne ihn zitternd und lese Folgendes:

„Lieber Andreas, Ihr Herz wird brechen, wenn Sie von dem neuen Unglück meiner beiden Herrinnen hören. Aber an wen könnte ich mich wenden, wenn nicht an Sie, den einzigen Freund, der ihnen geblieben ist? Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, Andreas: verzeihen Sie d'rum den Mangel an Zusammenhang, der sich überall zeigen wird. Dank Ihrer Unterstützung, Andreas, ging es den Damen besser als bloß erträglich gut. In dem Glauben, daß Herr von Therigny der Geber sei, lebten sie der Hoffnung, daß er sein Unrecht bereuen und sie nie verlassen werde. Vor drei Tagen erschien plötzlich Herr von Therigny bei den Damen, in einem Zustande, der nichts Gutes erwarten ließ. Er war erstaunt, sie in solcher Gemächlichkeit zu finden. Schon wollte er sie ausfragen, als sie ihm dankten für die

Summe, die, wie sie glaubten, von ihm herrühre. Herr von Therigny, anfänglich überrascht, besann sich bald und nahm ihren Dank an. Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich mit meinem Geheimniß herausgerückt, als ich hörte, wie er stillschweigend sich für den Geber erklärte. Aber eingedenk meines Eides schwieg ich. Abends läßt er sich die Schlüssel geben und geht damit fort. Denken sie sich den Schmerz der Damen, als er, statt wiederzukommen, ihnen einen Brief sandte, worin er sein junges Weib auf die gehässigste Weise beschuldigte, einen verbrecherischen Umgang mit Ihnen zu pflegen, und zu verstehen gab, sie stelle sich bloß, als glaube sie, das Geld von ihm, dem Marquis, empfangen zu haben, um desto besser ihre Intriguen mit Ihnen verstecken zu können. Kurz und gut, das Ungeheuer hat ihnen Alles genommen und weggetragen: Geld und Kostbarkeiten . . . Nichts hat er ihnen gelassen! Vergebens schildere ich Ihnen den Schmerz der Gräfin, weniger über das Elend, das ihrer wartet, als über die schändliche Beschuldigung wider ihre Tochter. Meine junge Herrin, ohnehin leidend, ist durch dies abscheuliche Benehmen ihres Gatten äußerst angegriffen. Auf inständige Bitten der Gräfin habe ich endlich Ihren Namen genannt. Wären Sie doch Zeuge ihres innigen Dankes gewesen! ‚Der gute Andreas, das wundert mich nicht an ihm!‘ hat die junge Marquise ein über das andere Mal gerufen, während die Thränen aus ihren Augen strömten. Die Frau Gräfin ergoß sich in die heißesten Dank-

sagungen gegen Sie. ‚Lucilie,' sagte sie zu mir, ‚ich muß ihn sehen, ihm danken.' So weit ist es mit uns gekommen, Herr Andreas. Lassen Sie nicht lange auf sich warten: die beiden Damen bedürfen des Trostes mehr als je, und wer anders könnte sie trösten als Sie?'

Ja, ich fühle es, ich bin der einzige Freund, der ihnen bleibt von den Vielen, die in den Tagen des Glückes sie schmetterlingsartig umgaukelten. Schon male ich mir die Größe des Elends dieser beiden vornehmen Damen aus. Nein, nein, das darf und soll nicht sein! Auch dießmal will ich ihnen helfen.

Peter ist schon am Auskleiden.

„Halt, Peter," sage ich zu ihm, „Du mußt noch einen Weg machen für mich."

„So spät, Bruder?"

„Es muß sein, Peter. Du weißt, wo der Traiteur wohnt, bei dem ich das Essen auf morgen bestellte?"

„Ja, hast Du was zu bestellen vergessen?"

„Geh' und bestelle das Essen ab . . . geschwind, Peter: kein Essen, kein Ball, wir brauchen Nichts davon!"

Peter reißt erstaunt die Augen auf.

„Großer Gott!" ruft er, „keine Hochzeit, kein Essen, kein Ball? Höre ich recht?"

„Ja, Peter: Nichts von dem."

„Aber Nanette und Bernhard haben sich schon auf den Tanz gefreut."

„Sie werden meine Maßregeln billigen."

„Aber die Gäste sind schon geladen."

„Sie können zu Haus bleiben und zu Haus essen und tanzen."

„Aber der Traiteur?"

„Es ist noch Zeit zum Abbestellen, drum spute Dich."

„Und der böse Brief ist an dem Allem schuld?"

„Ja, Peter, Du sollst ihn später lesen."

„Welch' Unglück! Keine Hochzeit, kein Essen, kein Ball! Und Du bestehst auf Deinem Sinn?"

„Unwiderruflich! Geh', laufe Peter, es ist die höchste Zeit."

Peter gehorcht wie immer, aber hält sich die Augen zu, um seine Thränen zu verbergen. Inzwischen überlege ich, was ich zu thun habe. Daß Nanette meinen Entschluß billigt, davon bin ich gewiß. Aber wird die Frau Gräfin eine neue Unterstützung von mir annehmen wollen? Nimmermehr, wenn sie erfährt, daß ich selbst darüber Noth leide. So will ich denn mich reich stellen, damit meine Hülfe leichter Eingang findet.

Peter kommt mit verweinten Augen zurück.

„Nun, was hat der Traiteur gesagt?" frage ich ihn.

„Er läßt es gelten, aber er sagt, Du seiest so unbeständig wie eine Wetterfahne."

Was kümmert mich der Mann! Um Peter zu trösten, lasse ich ihn Luciliens Brief lesen.

„Wir versagen uns allerdings ein Vergnügen," e ich zu Peter, „dafür haben wir den Trost, dem

Elend meiner Wohlthäterin auf kurze Zeit zu steuern, denn das an der Hochzeit ersparte Geld soll der Frau Gräfin zu gute kommen. Nun, Peter, zürnst Du noch?"

„Gewiß nicht, Bruder, Du hast recht gehandelt," entgegnet Peter, tief seufzend, „aber ich hätte zu gern getanzt!"

Mit Tagesanbruch gehe ich zu Vater Bernhard. Sie sind schon auf; die Freude hat sie die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Mit wonneverklärtem Antlitz kommt mir Nanette entgegen, doch erschrickt sie, als sie meine Unruhe sieht. Statt zu sprechen reiche ich ihr Luciliens Brief hin.

Das gute Kind! Während sie liest, malt sich auf ihrem Gesichte die herzlichste Theilnahme an dem Unglücke meiner Wohlthäterin. Kaum ist sie mit Lesen fertig, so eilt sie auf mich zu und ruft:

„Mein Freund: keine Hochzeit, kein Essen und keinen Ball! Was sind alle diese Freuden gegen die Freuden des Bewußtseins, Deiner Wohlthäterin geholfen zu haben!"

„O, Du gute Nanette, ich dachte wie Du selbst und habe schon demgemäß gehandelt, und doch wagte ich kaum, Dir die Nachricht zu bringen."

„Du wagtest es nicht? Weißt Du nicht, daß ich will, was Du willst? Mein höchstes Glück ist Deine Hand, Deine Liebe, mehr will und brauche ich nicht. Aber nicht wahr, unsere Hochzeit wird nicht aufgeschoben?"

„Gewiß nicht: noch heute wirst Du mein. Aber

ehe wir nach Savoyen abreisen, muß ihnen geholfen sein. Sie haben Niemand, der für sie wacht und sorgt außer mir."

„Wir warten so lange, Andreas. Dein Logis ist groß genug für uns; bis dahin will ich arbeiten und zusammensparen. Gib Acht, Andreas, Glück ist besser als aller Reichthum der Welt."

Gute Nanette, welch' ein Herz spricht aus jedem deiner Worte und Blicke!

„Es ist noch zu frühe, zu den Damen zu gehen," sagt sie, „bleibe bei uns und frühstücke mit uns, dann magst Du gehen, aber bald wiederkommen. Nicht wahr, Andreas, nach zwei Stunden bist Du wieder hier, Du vergissest es nicht?"

Wie könnte ich das vergessen? Muß ich sie doch mit jedem Augenblicke mehr lieben. Sie ist mehr als gut, sie ist ein Engel!

Gleich nach dem Frühstücke geht Nanette fort, um einige nothwendige Einkäufe zu machen, wie sie sagt. Inzwischen bleibe ich mit Vater Bernhard allein, der nicht mehr an die Hochzeitsfeier denkt.

„Was wir im Wirthshaus nicht thun," sagt er, „das thun wir bei uns. Wir können hier eben so flott tanzen wie dort."

Braver Alter, du bist zu jedem Opfer bereit.

„Du thust nicht mehr als Deine Schuldigkeit," hebt er nach einer Pause an, „wenn Du Dich dankbar erweisest gegen Deine Wohlthäterin."

Nanette bleibt lange aus. Endlich kommt sie zurück, ganz erhitzt, aber mit freudestrahlendem Ant-

litze. Ich frage nicht, wo sie gewesen ist, denn ein Blick auf sie und jeder eifersüchtige Gedanke ist verschwunden.

„In zwei Stunden bin ich wieder da, Nanette," sage ich, von ihr Abschied nehmend.

Sie folgt mir bis auf die Treppe, macht die Thüre hinter sich zu und drückt mir schüchtern einige Goldstücke in die Hand.

„Nimm das und lege es zu dem übrigen Gelde," flüstert sie mir in's Ohr.

„Woher das Geld, Nanette?"

„Nicht wahr, Andreas, Du zürnst mir nicht, aber all' die schönen Geschenke, die Du mir gestern machtest, sind mir nicht nothwendig. Ich brauche keine großen Shawle und seidenen Kleider: Du hast mir oft versichert, je einfacher ich sei, um so besser gefiele ich Dir. Zürne nicht, Andreas, ich habe Alles zurückgebracht, bis auf ein einfaches Kleid, das ich mir heute Nacht zugeschnitten und genäht habe, und bis auf diesen Ring mit den Haaren und dem süßen Worte Treue. O, verzeihe mir, Andreas, daß ich dieß gethan habe, ohne Dich zu fragen!"

Ihr verzeihen?! Keines Wortes mächtig, drücke ich sie stumm an's Herz und bedecke sie mit meinen Küssen.

„Genug, genug!" sagt das gute Mädchen erröthend, „Du könntest sonst glauben, ich hätte es aus Eigennutz gethan."

Endlich reiße ich mich von ihr los und eile zur Frau Gräfin.

Anfangs denke ich nur an Nanette; aber je mehr ich mich der Wohnung der Gräfin nähere, um so verlegener und beklommener werde ich. Ach, das Wohlthun ist schwerer als man glaubt, vor Allem, wenn man mit zarter Schonung dabei verfahren will. Und dann soll ich Adolphinen wiedersehen nach langer, langer Trennung! Ich fühle keine Liebe mehr für sie, mein Herz gehört ganz Nanette an, und dennoch zittere ich bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit Adolphinen!... Aber Muth, vergiß alles Frühere und bedenke, daß sie für dich nichts weiter ist als eine Freundin und die Tochter deiner Wohlthäterin.

Jetzt stehe ich vor ihrer Wohnung, einem Häuschen von bescheidenem Aussehen, und im vierten Stocke dieses Hauses wohnt — die frühere Besitzerin eines glänzenden Hotels, die Herrin von mehr als zehn betreßten Dienern. Dergleichen Glückswechsel sind fast etwas Alltägliches, dennoch erfüllen sie uns mit Wehmuth.

Zitternd steige ich hinauf. Je weiter ich komme, um so mehr entsinkt mir der Muth. Vor der Thüre bleibe ich einen Augenblick stehen und sammle frische Kraft.

Als Lucilie mich erblickt, ruft sie laut aus vor Freude:

„Wie werden die Damen sich freuen! Ich will Sie geschwind anmelden.“

„Halt, Lucilie! Erst geloben Sie mir, daß Sie [...]r meiner Angaben widersprechen wollen.“

„Ja, Herr Andreas, ich gelobe es.“

„Ich wünsche bei der Frau Gräfin reich, wenig-
ns wohlhabend zu erscheinen und ich bin es wirk-
h, denn meine Kunst bringt mir genug ein.“

„O, Sie brauchen das nicht zu sagen, ich errathe
hren Beweggrund. Ich weiß, was Sie wollen und
erde Ihnen nach besten Kräften helfen.“

Wir treten ein. Das Zimmer ist einfach, aber
cht ärmlich möblirt.

„Meine junge Herrin ist noch nicht auf,“ sagt
icilie. „Sie ist seit einiger Zeit recht leidend, die
rau Gräfin weicht nicht von ihrer Seite. Ich will
ie anmelden, Andreas.“

Während ich im Zimmer warte, muß ich unwill-
rlich an die Pracht des Hotels zurückdenken. Aber
rch... man kommt... die Thüre öffnet sich, mein
erz pocht lauter ... meine Wohlthäterin ist's; mit
fenen Armen empfängt sie mich.

„Andreas,“ ruft sie mit tiefbewegter Stimme,
nein lieber, guter Andreas!“

Ich werfe mich ihr zu Füßen, nehme ihre Hand
id bedecke sie mit Thränen.

„Stehe auf, Andreas,“ antwortet sie, „Dein Platz
an meinem Herzen.“ Dann heißt sie mich neben
h sitzen.

„Du weißt Alles,“ sagt sie, mich zärtlich ansehend,
und ich weiß, was Du für uns gethan hast.“

„Kein Wort davon, edle Frau.“

„Andreas, ich muß meinem Herzen Luft machen
rkenntlichkeit ist nur für den Undankbaren

Last; ich ... ich bin stolz auf Deine Wohlthaten. Aber sprich, mein Freund, Du darbst um unsertwillen?"

„Gewiß nicht, edle Frau: ich bin noch reich. Ihnen verdanke ich die Bildung, die mir ein erwünschtes Auskommen sichert. Sie haben mich oftmals Sohn genannt, erlauben Sie, daß ich dieses schönen Namens mich würdig zeige. Vertrauen Sie mir die Sorge für Ihre Zukunft: Gottlob, ich kann sie auf mich nehmen. Nicht wahr, Sie gewähren mir meine Bitte?"

„Nein, Andreas, Du hast genug gethan, ich darf nicht mehr von Dir annehmen. Meiner Hände Arbeit ..."

„Nein, nein, das dulde ich nicht! Ich sage Ihnen, ich bin noch reich. Entweder gewähren Sie die Bitte, oder ich muß glauben, daß Sie mir Ihre Freundschaft entzogen haben."

Mit den Worten knie ich vor ihr und nehme ihre Hand in die meinige, die sie mit ihren Thränen netzt.

„Ich stehe nicht eher auf, bis Sie meinen Wunsch gewähren!" rufe ich bewegt.

„In dem Augenblick öffnet sich die Thüre und herein tritt — Adolphine. Großer Gott, welche Veränderung ist mit ihr vorgegangen! Sie ist immer noch schön, aber jeder Zug ihres Antlitzes trägt die Spuren tiefsten Seelenleidens. Als sie mich erblickt, fliegt eine plötzliche Röthe über ihre Wangen und verdrängt ihre gewöhnliche Bläße.

„Schon aufgestanden?“ ruft die Gräfin und eilt
r entgegen.

„Ja, Mutter: ich wollte Andreas sehen; ich habe
lange nicht das Vergnügen gehabt.“

Ich stehe wie eingewurzelt vor ihr. Wer be-
eift, was ich in dem Augenblicke fühle! Es über-
uft mich bald heiß, bald kalt. Ich versuche zu
den; umsonst! Lust und Leid theilen sich in mich:
ßtere Empfindung überwiegt, wie mir scheint.

„Madame ...“ stottere ich kaum vernehmlich.“

„Deine Freundin, Deine Schwester steht vor Dir,“
gt die Gräfin. „Gib Andreas die Hand, Adolphine.“

Ich nähere mich ihr und ergreife die Hand, die
e mir hinhält, aber mit abgewandtem Antlitz; ich
laube eine Thräne in ihrem Auge zu sehen. Mit
eißen Küssen bedecke ich die Hand, die in der mei-
igen brennt und zittert.

Um meiner schmerzlichen Verlegenheit ein Ende zu
nachen, erkundigt sich die Gräfin nach meiner Mut-
er, nach Bernhard und meinen alten Freunden.

Mit größtem Wohlgefallen hört sie, was ich für
neine Mutter gethan habe.

„Du bist ein eben so guter Sohn,“ antwortet sie,
„als warmer Freund.“

Aus Furcht, meine Hülfe verschmäht zu sehen,
verschweige ich meiner Wohlthäterin meine Heirath
mit Nanette.

Adolphine spricht wenig. Sie sieht mich oft heim-
lich an; sobald sich aber unsere Blicke begegnen,

schlägt sie das Auge nieder und wird unruhig, wie mir scheint. Gewiß denkt sie an die schönen Tage unserer Kindheit und vergleicht die Gegenwart mit jener seligen Vergangenheit.

Aber die Zeit ist um, ich muß zu Nanetten zurück. Beim Abschiede bitte ich um die Erlaubniß, dann und wann die Gräfin besuchen zu dürfen.

„Andreas," sagt sie, „Du bist unser einziger Freund. Wir können Dich nicht oft genug sehen."

Ich küsse die Hand meiner Wohlthäterin und nähere mich dann Adolphinen. Sie erhebt ihr mattes Auge auf mich und sagt gezwungen lächelnd:

„Ich hoffe Sie bald wiederzusehen, Andreas."

„Ja, Madame," stottere ich und eile mit gedrücktem Herzen fort. Ehe ich das Haus verlasse, drücke ich Lucilien das Geld in die Hand; sie will mir danken, aber ich bin schon verschwunden.

Auf der Straße athme ich freier. O, wie schwer ist mir diese Zusammenkunft geworden! Aber nach gethaner Pflicht ist gut ruhen. So will ich denn nur an's Vergnügen, an die Liebe, an Nanetten denken!

Nanette kommt mir in ihrem neuen, selbstgemachten Kleide entgegen. Ich lese die Unruhe in ihren Augen, aber eine kurze Umarmung und das Lächeln ist auf ihre Lippen zurückgekehrt. Stillschweigend bittet sie mich um Verzeihung für die Unruhe, die sie meinetwegen empfunden.

Wir sind jetzt Alle beisammen. Die Gesellschaft besteht aus Bernhard, Peter und zwei alten Freunden

es guten Auvergnaten. Jeder ist in seinen besten Kleidern und Peter hüpft und springt im Zimmer erum, als wolle er sich für das Tanzen entschädigen.

Da wir nur sechs Personen im Ganzen sind, wird ein einziger Fiaker uns genügen. Während wir in den Wagen steigen, hat sich die ganze Nachbarschaft eingefunden, um die Braut zu sehen, und meiner Seel', sie darf sich sehen lassen! Sie hat keine Spöttereien über den jungfräulichen Kranz, der ihre Stirne schmückt, zu fürchten. Nicht alle jungen Mädchen, die in den Stand der Ehe treten, können das müßige Geschwätz und den prüfenden Blick der Nachbarsleute so ungescheut aushalten wie Nanette.

Wir sitzen zwar etwas eng im Fiaker, aber was macht das. Lustig und guter Dinge fahren wir unseres Weges, denn unsere Hochzeit gehört nicht zu denen, wobei die Welt sich lächelnd ansieht.

Ich kann das ernste, schweigsame Aussehen so mancher Neuvermählten nicht ausstehen. Es scheint mir immer, als verstecke sich dahinter das Vorgefühl von demnächst bevorstehendem Unwetter.

Wir haben jetzt den Segen der Kirche zu unserem ehelichen Bunde empfangen. Sie ist mein! mein auf immer! mein liebes, gutes Weib! Wie gerne nenne ich sie bei diesem Namen und wie gerne hört sie ihn! Welche Liebe leuchtet aus jedem deiner Blicke, Nanette!

Von der Kirche fahren wir zu Vater Bernhards Wohnung zurück, wo eine dienstgefällige Nachbarin inzwischen das Diner angerichtet hat. Wir

uns an den Tisch, lachen, trinken und singen. Oft sehen wir uns seufzend an, Nanette und ich, aber wir wissen recht gut, warum? und das hat Nichts auf sich!

Nach der Mahlzeit tanzen wir so heiter und froh wie die Kinder von ehemals. Aber dießmal haben wir den Tanz bälder satt als sonst; um zehn Uhr wünschen wir der Gesellschaft eine ruhsame Nacht. Peter bleibt bei Bernhard und ich ... ich führe triumphirend meine Braut, meine vielgeliebte Nanette in meine, in unsere eheliche Behausung!

---

## Achtes Kapitel.

Letzte Prüfung. — Rückkehr nach Savoyen.

Liebe, Ordnung und Fleiß versprechen unserer kleinen Haushaltung ein dauerndes Glück. Ich arbeite an einem neuen Gemälde, Nanette näht Kleider, Peter fegt seine Kamine und Vater Bernhard ruht, das ist ihm zu gönnen. In Savoyen könnten wir in dem niedlichen Häuschen der guten Mutter wie die Prinzen leben. Aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen meine Wohlthäterin und ihre Tochter hält mich so lange in Paris zurück, bis ihr Schicksal entschieden ist. Ich darf sie um so weniger verlassen, als alle Welt sie verläßt.

In den ersten Tagen nach unserer Heirath gibt

es unendlich viel Zerstreuungen, kaum, daß ich eine Stunde vor meinem Gemälde sitzen kann; auch Nanette steht jeden Augenblick auf... wir haben uns halt tausend Dinge zu sagen. Aber bei aller Liebe, die aus ihren Augen leuchtet, ist sie die Sinnigkeit und Vernunft selbst. „Freund," ruft sie mir zu, wenn ich zu oft den Pinsel niederlege, „bedenke, du hast viele Pflichten auf Dir!" Seufzend kehre ich dann an die Arbeit zurück. Gottlob können wir Maler Abends ausruhen, und dann entschädige ich mich bei ihr für die Entbehrungen des Tages.

Das liebe, gute Weib ist die erste, die mich auffordert, meine Wohlthäterin zu besuchen. Mit jedem Augenblicke entdecke ich neue Tugenden, neue Reize an meiner Lebensgefährtin. Ihr Gespräch ist einfach und kunstlos, natürlich und doch so zauberisch; ihr Geschmack zart und gebildet; ihr Geist anmuthig und liebenswürdig; Nichts ist in Sprache und Benehmen, was im Geringsten gegen die zarte Lebensart verstieße, und doch ist sie nur die Tochter eines schlichten Wasserträgers. Wer hat sie das gelehrt? Offenbar gehört sie zu den von der Natur vorzugsweise begünstigten Geschöpfen, zu jenen reinen Naturkindern, die Alles aus sich schöpfen und keiner Unterweisung bedürfen.

Mein zweiter Besuch bei der Frau Gräfin fällt mir schon leichter, und doch fühle ich mich gedrückt, wenn ich Adolphinen ansehe. Ach, die ersten Eindrücke kommen schnell und verschwinden langsa sehr langsam! Meine Wohlthäterin zürnt,

so lange habe auf mich warten lassen; sie will, daß ich öfter komme, weil sie Niemand sehe und spreche außer mir. Adolphine ist noch immer schwach und leidend. Ich habe bisher keine Gelegenheit gehabt, sie allein zu sehen, auch wünsche ich sie nicht mehr herbei; im Gegentheil, mir scheint, ich würde dann noch verlegener sein.

Madame erkundigt sich theilnehmend nach dem Erfolge meiner Arbeiten. Ich antworte ihr, daß es auf's Beste gehe. Aus dergleichen Nothlügen, in reiner Absicht gesagt, mache ich mir kein Gewissen.

„Gottlob, daß es Dir gut geht, Andreas," sagt sie. „Ich wünsche nur, Dein edles Benehmen wäre überall bekannt!"

Ehe ich fortgehe, erkundige ich mich bei Lucilien, ob die Frau Gräfin und ihre Tochter im Geringsten Mangel leiden. Bei der Gelegenheit höre ich, daß Erstere stickt, wenn Letztere schläft, damit ihre Tochter ja nichts davon merke. Arme, arme Frau, da sieht man, wie beneidenswerth der Reichthum ist ... geschwind zu meinem Pinsel zurück!

Ein Lächeln Nanettens verscheucht alle trüben Gedanken. Als ich ihr die Ursache meiner Betrübniß erzähle, küßt sie mich und sagt:

„Wir sind Beide noch jung, mein Freund! Arbeiten wir tüchtig vorwärts, dann wirst Du bald mehr thun können für Deine alte Wohlthäterin und gewiß nicht weniger glücklich sein."

Meine Antwort ist, daß ich sie an mein Herz drücke.

Wir sind jetzt drei Monate vermählt. Ich habe inzwischen mein Gemälde verkauft, aber der Käufer meiner früheren Arbeiten ist leider auf dem Lande; das letzt gefertigte ist nicht ganz nach Wunsch gelungen. Mein Weibchen steckte mir zu viel im Sinn; dafür will ich dem neuen allen meinen Fleiß und alle meine Liebe zuwenden. Aber wie wird es mir gehen, bis es fertig ist! Werden nicht die beiden Damen allerlei dringende Bedürfnisse haben? denn das letzte Geld muß bald ausgegeben sein. Dazu kommt, daß mein eigener Hausstand, wie bescheiden er sein mag, immerhin Auslagen verlangt. Oft wird es mir etwas schwül dabei, und nicht immer gelingt es Nanette, die Sorge von meiner Stirne wegzulächeln.

Zwar betheuert sie ein über's andere Mal, daß sie Nichts brauche für die Haushaltung, und heißt mich unbesorgt sein für die Zukunft; allein wie soll es werden, wenn die junge Marquisin ernstlich krank wird, wozu es, leider! ganz den Anschein hat?

Eines Tages, als ich die beiden Damen besuchen will, treffe ich Niemand als — Adolphine. Die Gräfin und Lucilie sind Beide ausgegangen.

Ich bin mit Adolphine nicht allein gewesen seit jenem verhängnißvollen Tage, wo ich ihr meine Liebe gestand und bald darauf vom Grafen überrascht wurde. O, wie schmerzlich ist mir der Gedanke! Ich weiß nicht, ob Adolphine gleichfalls dieses Umstandes gedenkt; aber sie scheint eben so verwirrt wie ich.

Ich setze mich neben sie. Nach einigen Erkundigungen hinsichtlich ihres und ihrer Mutter Befinden stockt das Gespräch. Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll; die Flut von Erinnerungen, die auf mich einstürmt, läßt mich nicht zur Besinnung kommen. Adolphine ist eben so stumm. Wir sitzen da wie zwei Verbrecher, die sich vor dem Bekenntniß ihrer Thaten scheuen, oder wie zwei Liebende, die mit einander grollen, und doch sind wir weder das Eine noch das Andere.

Ich sehe fortwährend nieder, doch höre ich, wie sie seufzt. Offenbar leidet sie. Es ist mir, als werde ich von ihr angesteckt, denn ich fühle mich unendlich beklommen. Endlich bricht sie das Schweigen und sagt mit zitternder Stimme:

„Wir haben uns lange nicht ohne Zeugen gesehen und gesprochen, Andreas. Ich möchte wissen ...“

Sie kann nicht weiter. Mit gespanntester Erwartung horche ich auf.

„Was Sie von mir gedacht haben, Andreas,“ fährt sie nach einer Pause zitternd fort, „als Sie meine Heirath mit Herrn von Therigny erfuhren?“

„Ich dachte, Madame, daß diese Verbindung Ihrer Familie zusage ... und daß ... Nichts ... ihr im Wege stehe.“

„Auch, daß ich glücklich werden könne?“

„Ja, Madame.“

Sie schweigt. Habe ich ihr wehe gethan? Ich sie an. O Himmel, die Thränen rinnen übe

ihre Wangen. Eben will ich ihre Hand ergreifen, als die Frau Gräfin in's Zimmer tritt.

„Was fehlt Dir, Adolphine?“ fragt sie, erschreckt über den Zustand ihrer Tochter.

„Nichts, Mutter, Nichts!“ stottert sie und versucht zu lächeln. „Ein Schwindel.“

„Armes Kind!“

Ich will den Arzt holen, aber Adolphine gibt es nicht zu. Bald gelingt es ihr, die Mutter zu beruhigen; aber mich täuscht sie nicht.

Tief bewegt kehre ich nach Haus zurück. Vergebens suche ich zu arbeiten: es will nicht gehen; kaum kann ich den Pinsel halten. Ich lege mich bald in's Bett nieder, aber die Erlebnisse dieses Tages lassen mir keine Ruhe. Mitten in der Nacht wache ich auf; Nanette ist nicht bei mir! Ueberrascht, unruhig stehe ich in aller Stille auf. Endlich sehe ich sie im Nebenzimmer beim Schein ihres Lämpchens an der Arbeit sitzen. Die Gute! während ich glaube, daß sie schläft, arbeitet sie die Nächte durch!

Sie hat mich gehört und kommt erröthend auf mich zu. Und was thut sie? Sie bittet mich um Verzeihung, daß sie in der Nacht arbeite, und versichert mich, daß es keine Anstrengung, sondern ein Vergnügen für sie sei. So viel Liebe, so viel Güte kann mich an Nanette nicht mehr überraschen; ich kenne sie. Aber wie quält es mich, daß ich ihr nicht nach Verdienst dafür lohnen kann! Und was antwortet sie? Meine Liebe sei ihr schönster Loh

Solcher Edelmuth befeuert meinen Mut

Neue. Ich arbeite eifriger denn je zuvor, und meine Anstrengungen werden mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Denn eines Morgens tritt ganz unerwartet der reiche Kunstkenner, der meine ersten beiden Gemälde mir abkaufte, in's Zimmer und erkundigt sich nach meiner neuesten Arbeit. Ich zeige sie ihm und ernte dafür seinen vollen Beifall. Das Ende ist, daß er sie mir für eine bedeutende Summe abkauft. Man denke sich meinen Jubel! Jetzt muß Nanette versprechen, sie mag wollen oder nicht, daß sie das nächtliche Arbeiten aufsteckt. Wie gerne schenkte ich ihr ein kleines Geschmeide; aber sie will durchaus nichts annehmen, erinnert mich dagegen an meine Pflicht gegen meine Wohlthäter.

Seit dem letzten Tête-à-Tête mit Adolphine ist sie eben so schweigsam wie zuvor. Wenn ich komme, lächelt sie und scheint erfreut über meine Gegenwart, aber gleich darauf fällt sie in ihre alte Schwermuth zurück.

Nach Verfluß einiger Zeit gehe ich wieder zu den beiden Damen, ohne den schönen Erfolg meiner jüngsten Kunstbestrebung zu melden.

„Wir waren recht besorgt Deinetwegen," sagt die Frau Gräfin; „wir fürchteten, Du seiest krank, drum hab' ich Lucilie zu Dir geschickt."

Wie dankbar ich auch bin für den neuen Beweis ihrer Theilnahme, so ist mir doch nicht recht damit gedient, denn ich fürchte, daß Lucilie auf diese Weise meine Heirath erfährt und sie ausplaudert. Ich suche meine Unruhe zu verstecken und will mich eben empfehlen, als Lucilie rasch in's Zimmer tritt.

„Ich komme eben von Ihrer Wohnung, Herr Andreas,“ sagt sie, bedeutsam lächelnd. Ich winke ihr zu schweigen, aber sie versteht mich nicht oder will mich nicht verstehen.

„Du hast Niemand gefunden!“ sagt die Frau Gräfin.

„Doch, doch, gnädige Frau: eine recht liebenswürdige Person.“

„Gewiß seinen Bruder!“

„Nein, Madame, es war kein Herr.“

Die Frau Gräfin hält mit Fragen ein, aber Adolphine sieht mich erstaunt an. Ihr blasses Antlitz bedeckt sich mit einer flüchtigen Röthe. Ehe ich Lucilie zuwinken kann, hat sie mein Geheimniß bereits verrathen.

„Entschuldigen Sie gütigst, gnädige Frau ... aber Herr Andreas hat uns nichts davon gesagt, daß ... denken Sie, Madame ... daß er verheirathet sei.“

„Verheirathet?“

„Ja, Madame, mit seiner lieben Nanette, die ich heute zuerst gesehen habe und in der That allerliebst fand.“

„Ist dem so, Andreas?“ fragt meine Wohlthäterin.

„Ja, Madame,“ stottere ich verlegen.

„Und warum sagtest Du das nicht?“

Während ich nach einem Vorwande suche, blicke ich zufällig auf Adolphine. Großer Gott! blaß wie der Tod, ist sie bewußtlos in die Ecke des Sopha's gesunken. Auf meinen Schrei sieht sich die Frau Gräfin nach ihrer Tochter um. Schnell eilt sie

zu Hülfe, nimmt sie in ihre Arme und ruft sie laut bei Namen, während Lucilie und ich Alles thun, um sie in's Leben zurückzurufen. Aber unsere Anstrengungen sind umsonst; ihre Augen bleiben geschlossen. Mit Blitzesschnelle eile ich zum Arzte und hole ihn herbei. Endlich gelingt es ihm, sie aus ihrer Ohnmacht zu wecken. Sie öffnet die Augen, sieht erst mich, dann die Mutter an und ruft mit schwacher Stimme:

„Fürchtet Euch nicht, es ist von keiner Bedeutung."

Nachdem wir sie in's Bett getragen haben, entferne ich mich mit dem Arzte. Auf meine Frage nach dem Zustande Adolphinens gibt er mir die wenig tröstliche Antwort, daß die Ursache der Krankheit ein tiefgewurzeltes Seelenleiden sei, woran alle Anstrengungen der Kunst scheitern müssen. Ach, ich fürchte, ich errathe die geheime Ursache dieses Seelenleidens!

Als Nanette von dem beunruhigenden Zustande Adolphinens hört, erbietet sie sich zu allen möglichen Hülfeleistungen: sie will bei ihr wachen, sie pflegen. Aber ich glaube nicht, daß die Gegenwart Nanettens wohlthuend auf die Kranke einwirkt.

Abends spreche ich bei der Frau Gräfin vor.

„Adolphine ist ruhig," sagt Lucilie. „Madame weicht nicht von der Seite ihrer Tochter."

Von dort aus gehe ich zum Arzte und bitte ihn, der Kranken alle mögliche Sorgfalt zu schenken.

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht," sagt er kopfschüttelnd; „aber es wird Nichts helfen."

Nanette ist fast eben so unruhig über den Zusta-

der Kranken, als ich es bin. Kaum liege ich in meinem Bette, so schreckt mich Adolphinens Bild aus dem ersten Schlafe auf. Gleich darauf wird laut an die Hausthüre geklopft. Eine geheime Ahnung sagt mir, daß es mir gelte. Ich stehe auf, kleide mich eiligst an und öffne die Thüre. Ach, ich habe mich nicht getäuscht ... Lucilie steht vor mir, in Thränen gebadet.

„Kommen Sie geschwind!" ruft sie mir zu. „Die junge Marquisin ist von einem hitzigen Nervenfieber befallen. In ihren lichten Augenblicken verlangt sie nach Ihnen; sie will Sie sehen, mit Ihnen sprechen!"

Ich folge Lucilie; schweigend gehen wir neben einander. Endlich sind wir vor dem Hause.

„Und der Arzt?" frage ich.

„Ist oben bei der Frau Gräfin, die in Verzweiflung ist über den Zustand ihrer Tochter."

Ich trete in das Krankenzimmer. Sie sieht mich nicht; sie liegt in den Armen ihrer Mutter. Das Fieber hat eben seinen Höhepunkt erreicht. Wir treten an sie heran, sprechen zu ihr; sie nennt meinen Namen, aber sie erkennt mich nicht. Auch Nanettens Name kommt über ihre Lippen; zugleich macht sie eine Bewegung mit der Hand, als wolle sie Etwas von sich abwehren. Dann drückt sie die Hand an die Brust und ruft in wahrhaft herzzerreißendem Tone:

„Er ist da ... immer da ... ich kann ihn nicht fortkriegen von da! Aber er liebt mich nicht mehr ... er kann mich nicht mehr lieben ..."

Hierauf fällt sie in einen tiefen Schlaf, !

sie bald ruhiger und mit vollkommenem Bewußtsein erwacht. Meine Gegenwart scheint ihr wohl zu thun, denn sie lächelt die Mutter an und bittet mit fast erstickter Stimme:

„Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich mit Andreas einige Worte rede ... zum letzten Male. Dann will ich Sie nicht mehr verlassen.“

Die Gräfin umarmt sie, worauf der Arzt die Mutter in's Nebenzimmer führt. So stehe ich denn allein vor Adolphinens Bett; ihre Augen sind vom Weinen aufgeschwollen. Sie reicht mir, der ich kaum das Schluchzen unterdrücken kann, ihre Hand und sagt:

„Andreas, meine letzte Stunde ist nahe; ich bin es zufrieden, denn ich kann doch nicht mehr glücklich sein. Sage mir, daß Du mich geliebt hast ... nenne mich noch einmal Deine Adolphine wie in den schönen Tagen unserer Kindheit ... und ich sterbe zufriedener.“

„Adolphine! ... meine Adolphine! ... bleibe bei uns ... bei mir ... bei Deiner Mutter! Bleibe bei uns, die wir Dich lieben ... und wie lieben ...“

„Nein, Andreas ... genug jetzt ... ich sterbe glücklich ... lebe wohl, und verlaß meine Mutter nicht ...“

Ich will noch einmal ihre Hand drücken, aber sie ist eiskalt ... Adolphine hat die Augen auf immer geschlossen!

In dem nämlichen Moment kommt die Gräfin zurück. Schnell gehe ich ihr entgegen und nehme sie in's andere Zimmer. Sie fragt nach ihrer Toch-

ter. Ach, mein Schweigen sagt genug! Sie fällt mir in die Arme. Mit Hülfe Luciliens trage ich sie in den Wagen des Arztes, welcher sie in meine Wohnung bringt.

Alsbald kehre ich zu der Entseelten zurück und bleibe bei ihr, bis die letzten schmerzlichen Pflichten erfüllt sind. Eine einfache bescheidene Gruft deckt die sterblichen Ueberreste dieses Weibes, das in den achtzehn Jahren ihres kurzen Daseins die außerordentlichsten Wechselfälle des Glückes erlebte.

Dank der angestrengtesten Pflege von Seiten des Arztes, Luciliens, meiner Frau und mir gelingt es uns endlich, die trostlose Mutter zu beruhigen. Wir beweinen Adolphine mit ihr wie eine Tochter und Schwester.

Jetzt hält uns nichts mehr in Paris zurück; im Gegentheil wird der Aufenthalt unter dem reinen Himmel Savoyens der Gräfin unendlich wohlthuend sein. Bald nach dem Tode ihrer Tochter erfährt die Frau Gräfin, daß Herr von Therigny, nachdem er das gestohlene Geld bis auf den letzten Heller verspielt hatte, in einem Duell geblieben sei. Den flehentlichen Bitten Nanettens, vereint mit den meinigen, gelingt es endlich, die Frau Gräfin dahin zu bringen, daß sie einwilligt, uns nach Savoyen zu folgen und uns wie ihre Kinder anzusehen.

„Ja, Ihr seid meine Kinder," antwortet die Gräfin und drückt uns an ihr Herz. „Du, Andreas, hast unendlich mehr an mir gethan, als ich verdiente, und Du, liebe Nanette, obgleich wir

seit Kurzem kennen, hast mich mit kindlicher Sorgfalt gepflegt. Ich erkenne Eure Liebe und bleibe hinfort bei Euch; Ihr seid mein Ein und Alles."

„Und Sie gehen mit uns nach Savoyen?"

„Wohin Ihr wollt!"

O, die Freude über die Rückkehr in die liebe Heimath! Alle Vorkehrungen sind bereits getroffen; Peter und Bernhard zur Reise gerüstet. Gerne hätten wir Lucilie mitgenommen; allein sie zieht es vor, einem jungen achtzehnjährigen Manne, der eine tüchtige Hausfrau sucht, ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen.

„Er ist zwar noch ein Kind," sagt Lucilie, „aber ich will ihn heranbilden." Mit dergleichen Heranbildungen hat sich die gute Lucilie von jeher gerne abgegeben.

Endlich ist der Tag der Abreise da. Ich habe für uns Fünf eine Berline genommen, denn ich will die Frau Gräfin nicht allein im Postwagen reisen lassen. Gerührt von den vielen Freundschaftsbeweisen, die sie bei uns findet, gibt sie uns oft die Hand und sagt mit thränendem Auge:

„Ihr bringt es am Ende noch dahin, daß ich mit dem Leben mich wieder aussöhne!"

Wer schildert unsern Jubel, als wir die lieben Heimathberge am Horizont aufsteigen sahen! Nanette ist ganz so außer sich wie Peter und ich.

„Also das ist Euer Geburtsland!" ruft sie ein über's andere Mal. Der wohlbekannten Barrière werfen als einem alten Freund unsern herzlichen Gruß zu.

Ich habe ihnen Allen viel von dem niedlichen Häuschen der Mutter erzählt; aber so hübsch hatten sie sich's doch nicht gedacht.

„Das ist ja ein Schloß!" rufen Bernhard und Nanette.

„Welch reizender Aufenthalt!" sagt die Gräfin.

„In Eurer Mitte," falle ich ein, „ist es meine Welt. Nie sollen meine Wünsche weiter gehen als bis an die Berge, die unsern Horizont einschließen. Das schwöre ich!"

Die Freude der Mutter begreift nur der, der sie mit angesehen hat.

„Wir kommen, um nie wieder zu scheiden von Dir, liebe Mutter."

„Nie wieder?" ruft die Mutter. „Ihr wollt nie wieder nach Paris zurück?"

„Nie; wir bleiben stets bei Dir."

„Und Du auch, Peter? Hast Du Dich von den Omelettes soufflées und Pastetchen trennen können?"

„Ich habe sie satt gekriegt," antwortet Peter und legt die Hand auf's linke Auge.

Die Frau Gräfin und meine Mutter haben sich bald recht lieb gewonnen. Die Tugend macht alle Stände einander gleich und ebnet alle Unterschiede des Ranges und Vermögens.

So sind wir denn in unserm niedlichen Häuschen auf's Behaglichste eingerichtet. Die Frau Gräfin bewohnt das schönste Zimmer; sie weigerte sich zwar, aber dieß ist das einzige Mal, daß ich gegen ihren

Willen handelte. Das Glück ist mit uns eingekehrt in diesen friedlichen Aufenthalt. Peter bestellt den Garten; Vater Bernhard hilft ihm dabei, so gut es sein Alter erlaubt; die übrige Zeit sitzt er bei der Mutter. Meine edle Kunst, der ich mich von ganzem Herzen widme, nährt uns nicht bloß, sondern erlaubt uns auch, dann und wann einiges Gute zu thun in der Umgegend. Zum Schluß gedenke ich dankbar meiner Vaterfreuden: mein theures Weib hat mir zwei gesunde Buben geschenkt. Wenn der Winter unsere Bergbewohner um ihren gastlichen Herd versammelt, dann erneuere ich meine schönen Jugendtage, indem ich Schneeball spiele mit meinen Jungen.

Bayerische Staatsbibliothek München

## Inhalt des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Ein Schneegemälde. — Die Savoyardenfamilie . . . . . . . . . . . . . . . . 5
Zweites Kapitel. Die Reisenden. — Die kleine Schläferin . . . . . . . . . . . . . . . . 14
Drittes Kapitel. Sie erwacht. — Abreise der Fremden 44
Viertes Kapitel. Der Tod eines guten Vaters. — Nothwendige Trennung . . . . . . . . 55
Fünftes Kapitel. Die kleinen Savoyarden. — Schrecken und Freude . . . . . . . . . . . . 70
Sechstes Kapitel. Unser erster Versuch. — Peters erste Heldenthat . . . . . . . . . . . 87

---

## Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Das junge Mädchen und ihr Zeisig . 5
Zweites Kapitel. Peter macht wieder einen dummen Streich . . . . . . . . . . . . . . . . 21
Drittes Kapitel. Ankunft in Paris. — Unvorhergesehenes Ereigniß . . . . . . . . . . . . . 30
Viertes Kapitel. Der Wasserträger. — Die guten Leute 48
Fünftes Kapitel. Begegnung. — Unfall. — Neuer Beschützer . . . . . . . . . . . . . . . 68
Sechstes Kapitel. Das Atelier des Malers. — Herr Rossignol . . . . . . . . . . . . . . . 84
Siebentes Kapitel. Das Original des Porträts . . 102
Achtes Kapitel. Der zweite Gang. — Das Kammermädchen . . . . . . . . . . . . . . . . 118

---

## Inhalt des dritten Theils.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Erstes Kapitel. | Schelmstücke des Herrn Rossignol . . | 1 |
| Zweites Kapitel. | Erste Regungen des Herzens . . . | 38 |
| Drittes Kapitel. | Das Feuerwerk und seine Folgen . | 70 |
| Viertes Kapitel. | Ich bin kein Kind mehr . . . . . | 81 |
| Fünftes Kapitel. | Ein neuer Ankömmling. — Abreise | 93 |
| Sechstes Kapitel. | Die Schweizerreise . . . . . . . | 112 |


## Inhalt des vierten Theils.


| | | |
|---|---|---|
| Erstes Kapitel. | Die Rückkehr nach Paris. — Ich verlasse das Hotel . . . . . . . . . . . . . | 5 |
| Zweites Kapitel. | Unverhofftes Zusammentreffen . . | 20 |
| Drittes Kapitel. | Herrn Dermilly's Tod. — Ich bin reich. — Peter macht Dummheiten . . . . . | 41 |
| Viertes Kapitel. | Reise nach Savoyen. — Ankauf. — Schnelle Rückreise . . . . . . . . . . | 67 |
| Fünftes Kapitel. | Die Zusammenkunft. — Das Duell. — Keine Hoffnung mehr . . . . . . . . . | 89 |
| Sechstes Kapitel. | Verschiedene Arten Liebe . . . . | 114 |


## Inhalt des fünften Theils.


| | | |
|---|---|---|
| Erstes Kapitel. | Peter und Rossignol . . . . . . . | 5 |
| Zweites Kapitel. | Franzens Karrik . . . . . . . . | 25 |
| Drittes Kapitel. | Wie Peter haushält . . . . . . . | 31 |
| Viertes Kapitel. | Sechs Monate und acht Tage . . . | 47 |
| Fünftes Kapitel. | Die Folgen von Peters Haushaltung | 68 |
| Sechstes Kapitel. | Zurüstungen zur Hochzeit. — Letzter Streich Rossignols . . . . . . . . . | 96 |
| Siebentes Kapitel. | Leid und Lust . . . . . . . . | 113 |
| Achtes Kapitel. | Letzte Prüfung. — Rückkehr nach Savoyen . . . . . . . . . . . . . . . . | 128 |


Bayerische Staatsbibliothek München

# Inhalt des dritten Theils.


Seite

Erstes Kapitel. Schelmstücke des Herrn Rossignol . . 1
Zweites Kapitel. Erste Regungen des Herzens . . . 38
Drittes Kapitel. Das Feuerwerk und seine Folgen . 70
Viertes Kapitel. Ich bin kein Kind mehr . . . . . 81
Fünftes Kapitel. Ein neuer Ankömmling. — Abreise 93
Sechstes Kapitel. Die Schweizerreise . . . . . . 112


---

# Inhalt des vierten Theils.


Erstes Kapitel. Die Rückkehr nach Paris. — Ich verlasse das Hotel . . . . . . . . . . . 5
Zweites Kapitel. Unverhofftes Zusammentreffen . . 20
Drittes Kapitel. Herrn Dermilly's Tod. — Ich bin reich. — Peter macht Dummheiten . . . . . 41
Viertes Kapitel. Reise nach Savoyen. — Ankauf. — Schnelle Rückreise . . . . . . . . . 67
Fünftes Kapitel. Die Zusammenkunft. — Das Duell. — Keine Hoffnung mehr . . . . . . . . 89
Sechstes Kapitel. Verschiedene Arten Liebe . . . . 114


---

# Inhalt des fünften Theils.


Erstes Kapitel. Peter und Rossignol . . . . . . 5
Zweites Kapitel. Franzens Karrik . . . . . . . 25
Drittes Kapitel. Wie Peter haushält . . . . . . 31
Viertes Kapitel. Sechs Monate und acht Tage . . . 47
Fünftes Kapitel. Die Folgen von Peters Haushaltung 68
Sechstes Kapitel. Zurüstungen zur Hochzeit. — Letzter Streich Rossignols . . . . . . . . . 96
Siebentes Kapitel. Leid und Lust . . . . . . . 113
Achtes Kapitel. Letzte Prüfung. — Rückkehr nach Savoyen . . . . . . . . . . . . . . 128



Bayerische Staatsbibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 87

Stuttgart 1846

P.o.gall. 2569 l-87
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101652-7